

Eine* von uns

Texte zu queerem Leben
in Mecklenburg-Vorpommern

Herausgegeben von Lola für Demokratie
in Mecklenburg-Vorpommern e.V.



Herausgeberin: Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Konzept und Redaktion: Karen-Susan Fessel und Stella Hindemith

Lektorat: Karen-Susan Fessel und Julia Roßhart

Illustrationen: Heidi Kull

Gestaltung:  Design

Besonderer Dank: Clara Woopen, Kim Beyer, Marek Sancho Höhne, Svenja Goy

© Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V. 2019

Die Texte der Broschüre sind mehrheitlich in einem Schreibprojekt
mit Karen-Susan Fessel entstanden.

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**

Ein Projekt des Vereins



In Kooperation mit



Gefördert von



Eine* von uns

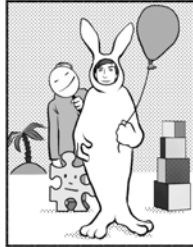
**Texte zu queerem Leben
in Mecklenburg-Vorpommern**

Herausgegeben von Lola für Demokratie
in Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Eine Klärung



Das ist Lu.



Lu ist vieles.



Aber nicht binär.



Eher genderfluid,



bzw. genderqueer.



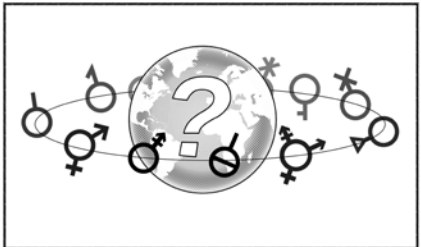
Androgyn ist okay.



Bigender geht auch.



Aber hey :



Letztendlich ist das natürlich alles still questioning!

Inhalt

Vorwort	5
---------------	---

ENTWICKLUNGEN

Luca: Ich klau am liebsten Gummi-Dinos.....	7
crystalriot*: Begegnung_en	8
Lars Schleifer: Episode aus meinem Leben 1	11
Lars Schleifer: Episode aus meinem Leben 2	12
Ulrike Lange: Unangenehme Erkenntnisse, obwohl die Nacht so gut angefangen hatte.....	13
Kara Drehwind: Nur eine Phase.....	15

IDENTITÄTEN

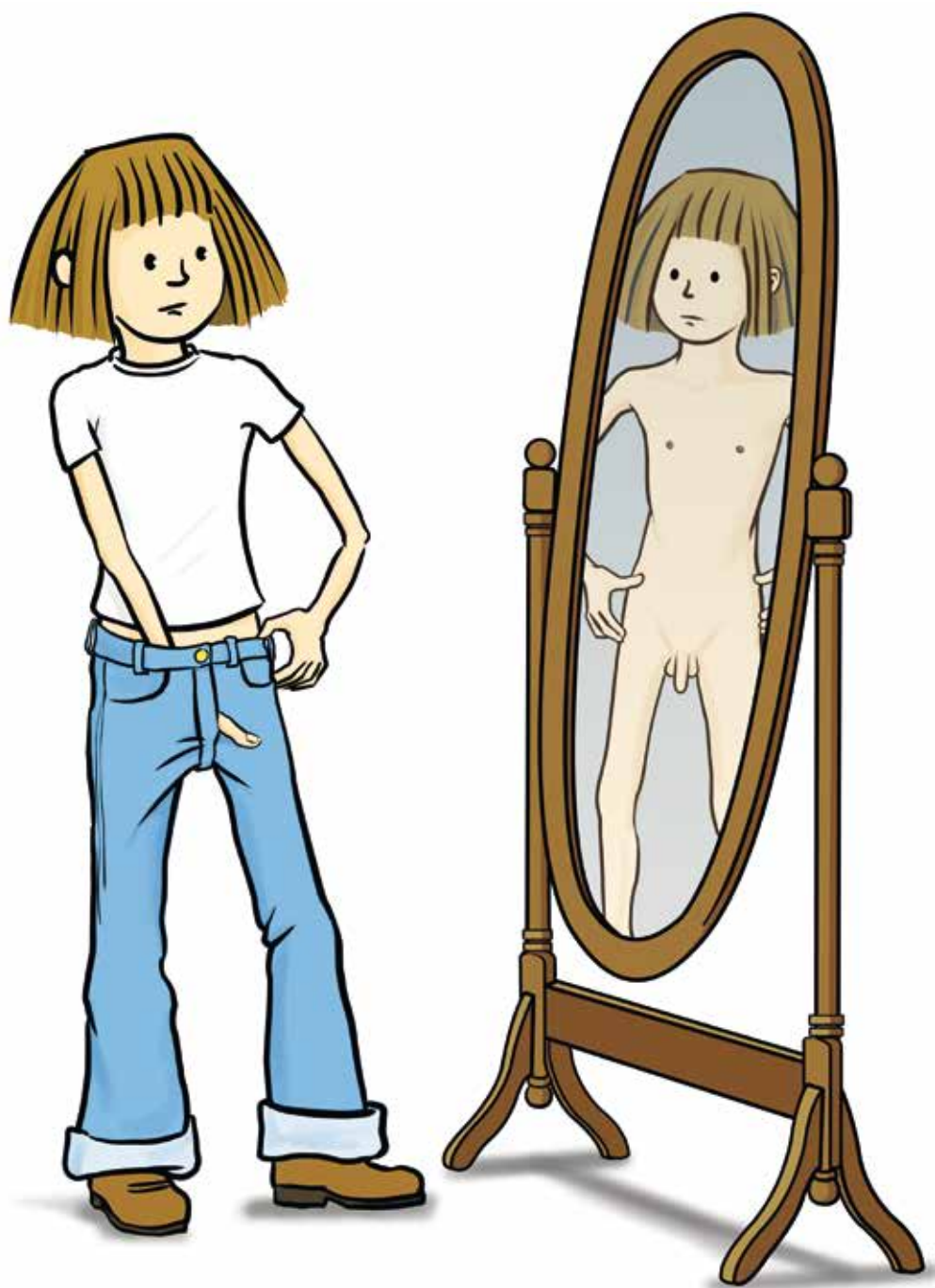
Ella Bandlow: Mann oder Frau?.....	18
G. S.: Das Vertraute	19
Samuel: Ein intersexueller Mensch.....	21
Sascha E.: Anderssein.....	23
Lars Schleifer: Das Ringen um und mit Worten.....	26
Lu A.: Beweg dich halt anders!	27

LEBEN UND LIEBEN

Lu Finke: Mogelpackung.....	31
Michaela Kronenberg: Am Bodden	32
Sakin Koepp: Scharfe Bräute, ganze Kerle.....	33
Kara Drehwind: Frühlingsanfang und zwitschernde Vögel	34
Michaela Kronenberg: Mittendrin	36
Zimone de Mémoire: Eine von uns	37
S.O.: Dass ich nicht lache	38

UTOPIEN

Hanna Albrecht: Sonntagsspaziergang	40
Ulrike Lange: Wie das Fahrrad einmal mutig war.....	41
Lars Schleifer: große-kleine Menschlein	42
Jane Thomas: Alles ist möglich	43
LST* in Mecklenburg-Vorpommern	
Beratungsstellen, Bildungsangebote, Initiativen und Anlaufstellen	44
Weitere Anlaufstellen	45



Vorwort

Liebe Leser_innen,

Lesben, Schwule und trans* Menschen sind immer schon Teil der Gesellschaft – jedoch unterschiedlich erinnert, akzeptiert und sichtbar. Mit dem Projekt *un_sichtbar. Lesben, Schwule und Trans* in Mecklenburg-Vorpommern* nehmen wir Lebenserfahrungen von LST* in Geschichte und Gegenwart in den Blick. Wir fragen nach Lebensentwürfen, Gestaltungsräumen und Erfahrungen im Alltag, wobei ein besonderer Fokus auf der Frage nach Handlungsspielräumen und Widerständigkeiten gegenüber Diskriminierung und Gewalt liegt.

Eine von uns* wirft einen Blick auf die Gegenwart: Welche Perspektiven, Wünsche und Träume haben Menschen aus Mecklenburg-Vorpommern, die gleichgeschlechtlich oder trans* leben? Die meisten der in dieser Broschüre abgedruckten Texte entstanden im Zuge eines dreitägigen Schreibworkshops zum Thema »Queeres Leben in Mecklenburg-Vorpommern« im März 2017, das in Büttelkow nahe der Ostseeküste stattfand. Zwölf Personen zwischen Anfang zwanzig und Mitte sechzig hatten sich zusammengefunden, um unter Anleitung der Berliner Schriftstellerin Karen-Susan Fessel Texte zum Thema zu verfassen. Die Begeisterung der Teilnehmenden ist in den Ergebnissen sicherlich ablesbar ...

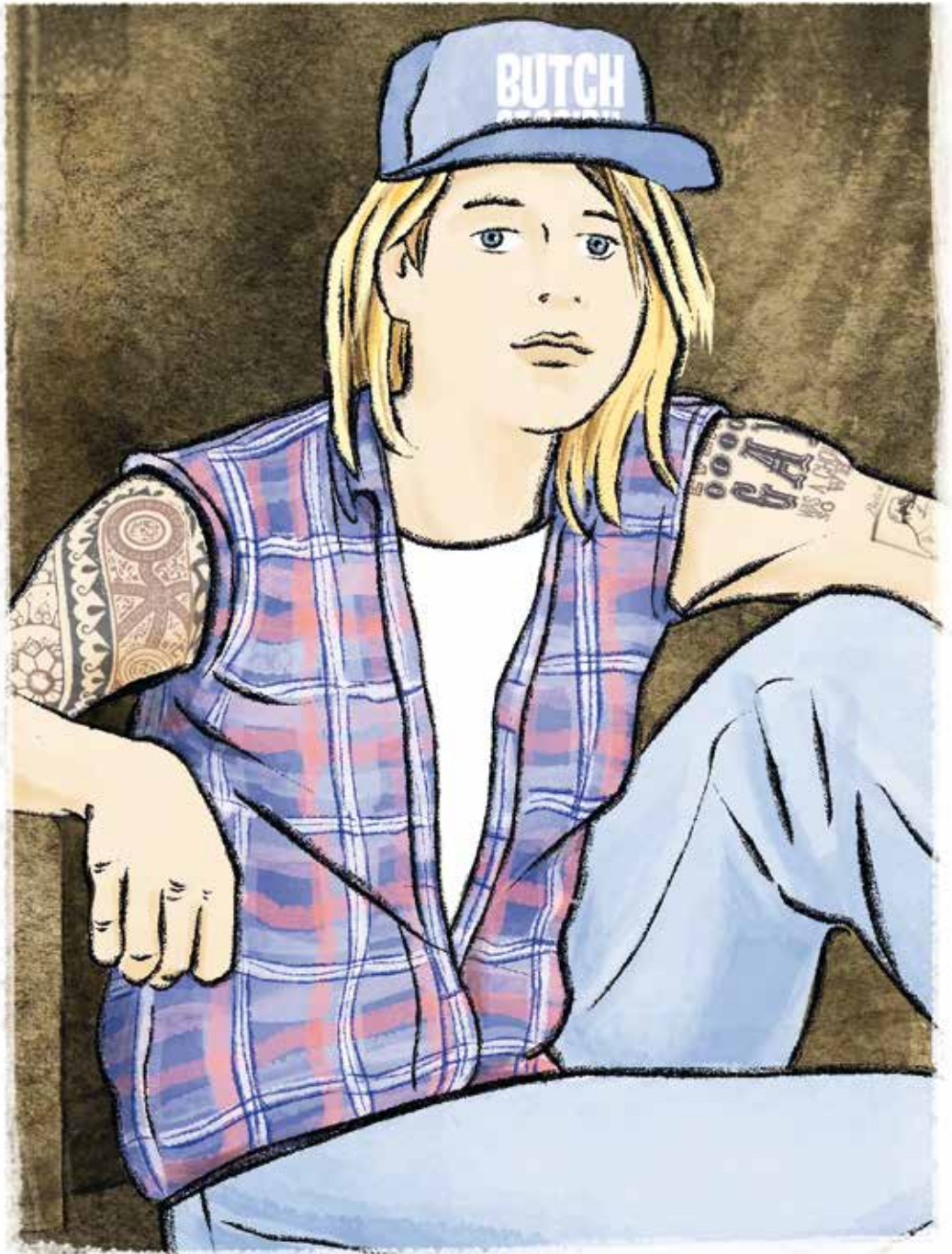
Die Autor_innen vermitteln ganz unterschiedliche Auffassungen von queerem Leben. Dies spiegelt sich auch in den Schreibweisen: Während die einen eine binäre Schreibweise – also die Pronomen er und sie – verwenden, bevorzugen andere neue Varianten, die genau diese Einteilung in eine binäre Geschlechterwelt aufheben. Dabei stehen das x, das Sternchen oder der Unterstrich für die Vielfalt der Identitäten.

Wir bedanken uns bei den Autor_innen dieser Broschüre und bei Karen-Susan Fessel für dieses wunderbare Heft und wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen,

Stella Hindemith und Heike Radvan

für den Verein Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern

ENTWICKLUNGEN



Luca: Ich klau am liebsten Gummi-Dinos

Mein bester Freund Eike und ich fanden es super, Power Rangers oder mit den kleinen Gummi-Dinos aus der Plastikkiste im Kindergarten zu spielen. Wir wohnten direkt nebeneinander in der Ballstraße und mochten es gern, mit der Pappe von Küchenrollen um die Arme gewickelt über die selten befahrene Kopfsteinpflasterstraße zu laufen. Die Pappe war unsere Rüstung. Sie war mit Knöpfen versehen, mit denen wir unsere Superkräfte wecken konnten.

Der Kindergarten war für mich kein so leichtes Business wie die Straße vor unserem Haus. Es war schwer, mit meinem Namen als Junge* durchzugehen und von den Kindergärtner*innen nicht regelmäßig auf mein »eigentliches Geschlecht« zurückverwiesen zu werden: »Willst du nicht lieber mit den Mädels spielen?«, »Wenn wir im Wasser spielen, dann musst du als Mädchen einen Bikini tragen.« ...

Einen richtig großen Eklat rief ich hervor, als ich Eike erzählte, dass ich irgendwann auch mal einen Penis bekommen würde. Für Freud wäre das jetzt bestimmt eine super spannende Aussage. Für mich war es einfach das, was ich glaubte.

Ein anderes Kindergartenkind muss das wohl gehört und der Betreuerin erzählt haben. Denn diese rief kurz darauf eine Vollversammlung ein. Ein Mädchen* aus meiner Kindergartengruppe stellte sich vor uns und verkündete: »Alle Mädchen haben eine Schnecke und alle Jungs einen Puller.« Stolz nickend setzte unsere Betreuerin daraufhin ein: »Genau. Und etwas anderes gibt es nicht.«

Ich wusste ganz genau, dass ich für diese queere Kontroverse verantwortlich war und versuchte schweigend im Hintergrund zu bleiben. Nach unserer Kindergartengruppenvollversammlung kam die Betreuerin auf mich zu und sagte: »Diesmal erzählen wir es deinen Eltern noch nicht.« Was für eine Straftat und wie peinlich, so öffentlich über Genitalien zu reden! Ich hatte es eigentlich nur leise Eike anvertrauen wollen.

Daraufhin gab es ein paar Tage, an denen ich alleine spielte. Meine »falsche Aussage« war ein kleines, unausgesprochenes, schambesetztes Geheimnis, das über mir und meinem Kindergarten lag.

Ich spielte mit den Dinos und stellte mir vor, wie viel leichter es wäre, einfach ein Tier oder eine Echse sowie groß und stark zu sein. »Schade, dass ich zu Hause keine Dinos habe«, dachte ich – worauf ein Gedankenblitz folgte, der das Konzept von Privateigentum komplett infrage stellte: Meine Finger umschlossen den kleinen Gummi-Stegosaurus und ich brachte ihn heimlich in meine Jackentasche. Als ich ihn zu Hause auspackte und weiter mit ihm spielte, wollte meine Mama wissen, wo dieser plötzlich herkomme. »Hab ich von Eike«, sagte ich unverfroren und träumte mich wieder in die Kreidezeit.

»Sag mal! Findest Du mich eigentlich schön?«, flüsterte das Seepferdchen¹ dem kleinen Fuchs zu. Die beiden Kuscheltiere lagen halb versteckt unter der schweren Kuscheldecke. Der kleine Mensch, der sie als Besitz betrachtete, atmete ruhig und gleichmäßig neben ihnen.

Vor einer halben Stunde war der kleine Mensch von einer Bezugsperson ins Bett gebracht worden. Nach der üblichen Geschichte und einem kurzen Gute-Nacht-Kuss hatte sich der kleine Mensch noch ein paar Mal hin und her gewälzt, noch einmal kurz gezuckt. Nun schien der kleine Mensch tatsächlich in einen tieferen Schlaf gefallen zu sein, der sich nicht mehr durch die ausgesprochenen Selbstzweifel eines Seepferdchens stören ließ.

»Schön! Sag mal! Bin ich eigentlich schön für Dich?«, wiederholte das Seepferdchen ungeduldig. Es wurde regelmäßig ungeduldig, wenn zu lange Gesprächspausen auftraten. Denn immerhin war es ja ein Kuscheltier und da kam es eben häufiger vor, dass Gesprächspartner*innen mal mitten in einem Austausch einschliefen.

Aber der kleine Fuchs war noch hellwach. »Ja ...«, antwortete er gedehnt, um Zeit zu gewinnen. »Also, schön bist Du auf jeden Fall. Deine Haut ist aus einem so wunderbar glänzenden, regenbogenfarbenen schimmernden Stoff gemacht. Das gefällt mir gut.«

»Gefällt Dir gut?«, hakte das Seepferdchen nach.

»Ja schon ... Also, ich meine, das finde ich auch schön«, fügte der kleine Fuchs schnell hinzu.

»Du findest also meine Haut schön und magst es, dass sie in so vielen Facetten schimmern kann. Aber was ist denn mit meiner Rückenflosse? Da habe ich seit Neuestem so ein kleines Loch und mein Bauch sieht doch auch ein bisschen aufgebläht aus. Und meine Augen wirken ein bisschen matt und sind für die Größe des Kopfes auch etwas klein, oder? Gerade wenn man bedenkt, dass ich ein Kuscheltier bin und so richtig große, süße Augen haben sollte. Und überhaupt meine Kopfform! Ist die nicht ein bisschen zu kantig, und treten nicht meine Nähte ein bisschen zu deutlich hervor ...?«

Der hastige Redeschwall des Seepferdchens überraschte den kleinen Fuchs nicht. So etwas hatte er befürchtet, seitdem sie heute Morgen zusammen mit dem kleinen Menschen den Kindergarten besucht hatten. Dort war heute nämlich Kuscheltierbesuchstag gewesen. So hatten die beiden nicht wie üblich den ganzen Tag im Bett gechillt und Verstecken zwischen den Kissen gespielt, sondern waren gleich nach dem Frühstück in den Rucksack des kleinen Menschen gepackt worden. Zwischen Brotbüchse und Trinkflasche war die Fahrt in den Kindergarten zwar recht unbequem gewesen, aber auf jeden Fall ein Abenteuer, wie der kleine Fuchs nicht müde wurde zu betonen.

»Geht es immer noch um dieses andere Seepferdchen, das wir heute Morgen im Kindergarten kennengelernt haben?«, fragte der Fuchs leise.

Doch das Seepferdchen hörte ihn trotzdem und hielt inne. »Ja.«

»Du bist traurig, weil es so schöne leuchtende und glitzernde Augen hatte, oder?«

»Hm, ich glaube schon.«

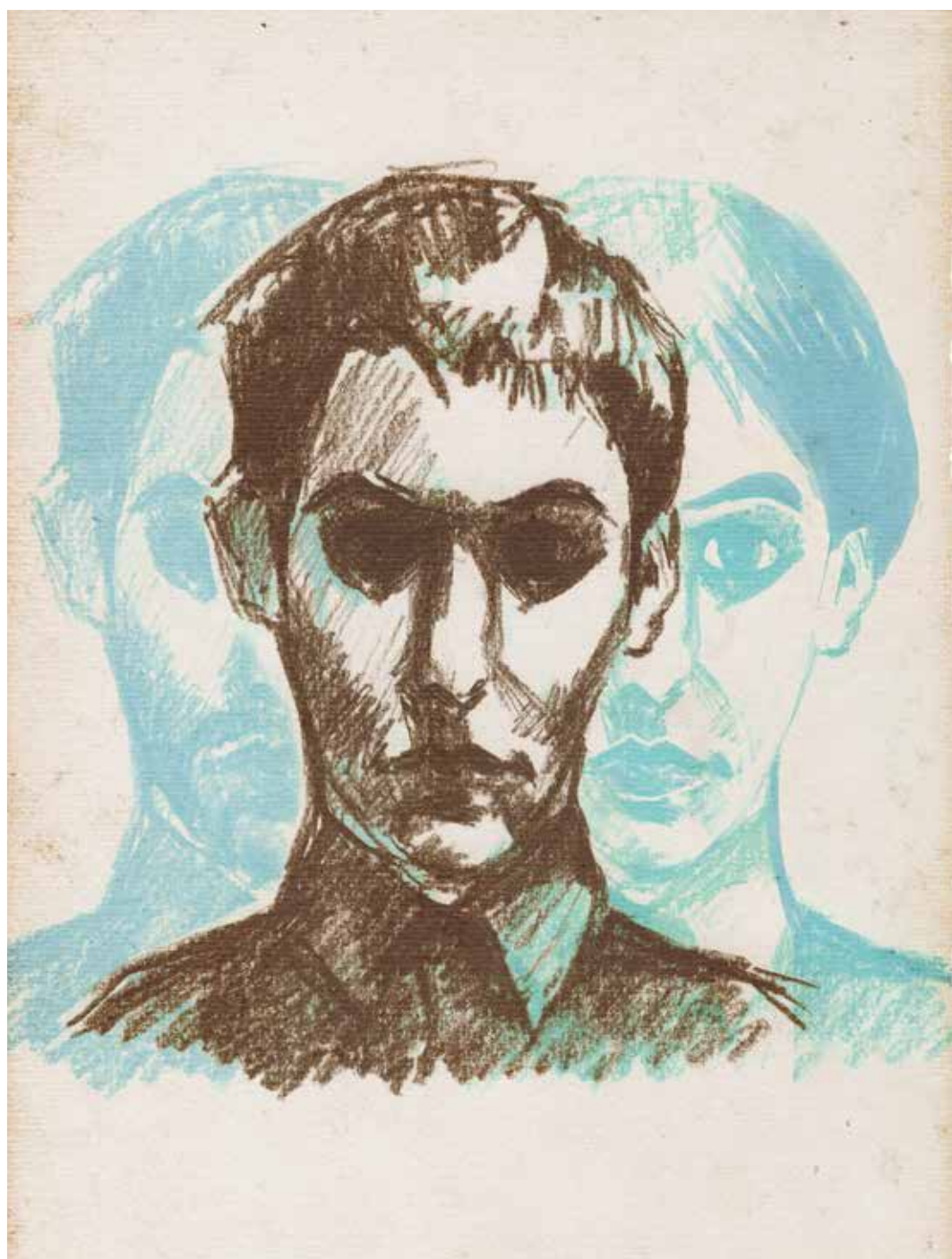
»Und du würdest dir wünschen, dass deine Rückenflosse weiterhin kein Loch hat und die Nähte an deinem Kopf etwas weniger deutlich zu sehen sind?«

»Ja genau! Das würde ich mir wünschen!«, bestätigte das Seepferdchen und rückte ein wenig näher an den kleinen Fuchs heran. »Genau, das meine ich.«

1 Seepferdchen sind queere Held_innen des Meeres. Die männlichen* Seepferdchen tragen den Nachwuchs aus und sprengen damit unsere begrenzten Vorstellungen von Geschlecht. Vermutlich haben sie ganz andere Vorstellungen davon, was es bedeutet, männlich* oder weiblich* zu sein. Vielleicht lehnen sie diese Kategorien auch grundsätzlich ab und leben ganz ohne Geschlecht.

Der kleine Fuchs schmiegte sich etwas mehr an das Seepferdchen. Im Zimmer herrschte für einen weiteren Moment Stille, in der nur die gleichmäßigen Atemzüge des kleinen Menschen zu hören waren. Vermutlich hing der kleine Mensch ungestört Träumen nach und ahnte nicht, welche wichtigen Themen nur ein paar Zentimeter entfernt besprochen wurden.

»Ich find dich schön«, brach der kleine Fuchs schließlich das Schweigen. »Viel schöner als das Seepferdchen, das wir heute kennengelernt haben«, setzte er kurz darauf hinzu. Aber da war das Seepferdchen schon eingeschlafen.



Lars Schleifer: Episode aus meinem Leben 1

Ich werde nie mehr sein wie vorher. Ich werde nie mehr sein wie vorher. Ich werde nie mehr sein wie vorher.

Ich sitze apathisch auf dem Rewe-Parkdach. Heillos betrunken. Panik überkommt mich, als meine Beine nach dem Pinkeln nicht mehr mir gehören wollen.

Ob ich's noch zum Ende des Sportunterrichts schaffe? Habe ich heute überhaupt Sport? Annika mustert mich seit einigen Minuten. Sieht, wie ich ganz in mich gekehrt nicht mehr an den Gesprächen der Runde teilnehme.

Du musst dich zusammenreißen. Das kann nicht der Eindruck sein, den du hier hinterlässt. In meinem dissoziativen Wahn glaube ich, den Verstand zu verlieren. Am liebsten würde ich einfach vom Parkdach springen, um dem Spuk ein Ende zu bereiten. Aber dann halten sie dich wirklich für komplett durchgeknallt ...

»Liese Marie ...? Alles okay?«

Annika schaut mich an, ich schaue zurück. Eigentlich wollten wir noch ins »JAZ«.

»Soo Leute, ich glaub, Liese Marie² muss jetzt mal nach Hause!«

Annika nimmt meine Hand, hilft mir hoch. Paul und Ludwig ... - oder zumindest glaube ich, dass die beiden es sind, helfen ihr. Auf dem Weg flüstere ich Annika ins Ohr. Sage ihr, ich hätte eine Epiphanie gehabt und dass jetzt nichts mehr wie vorher sein werde. Ich sage ihr auch, dass ich überlegt habe, vom Dach zu springen. Sie nickt, drückt kurz mit ihrem Arm, der mich stützt, zu. Fast wie eine Umarmung.

Zuhause ergießt sich die Chinapfanne in der Kloschüssel. Kauen muss ich wohl noch üben.

»Tut mir leid ...«

»Alter! Liese Marie, dafür musst du dich nicht entschuldigen, das passiert allen mal.«

Ich liege im Bett, lausche, wie die anderen mit meiner kleinen Schwester reden, ihr die Situation erklären. Die Panik kriecht wieder leise in meinen Hinterkopf.

Jetzt hat Emilia wieder einen Grund mehr, mich für unfähig zu halten. Ihr unfähiges großes Geschwisterchen, das nie rausgeht, keine Freunde hat, nicht aufräumt, kein Interesse zeigt.

- Quatsch! Sie sieht ja, dass jetzt Menschen da sind. Menschen, die ein Grund für mich sind rauszugehen. Bei denen ich keine Angst davor habe, von meiner Ex-Freundin zu erzählen. Denen es egal ist, ob ich mich einem binären Geschlecht zuordne. Menschen, die sich auch Sonntagsabend noch mit mir treffen, wenn ich offene Ohren brauche.

Die Zeit der Einsamkeit nähert sich dem Ende. Das wird selbst Emilia einsehen müssen. Ja, ich werde nie mehr sein wie vorher.

Als die Wohnungstür ins Schloss fällt, schlafe ich schon den Schlaf der Trunkenbolde.³

2 Name geändert.

3 Der Autor dieser Geschichte hat im Prozess zwischen dem Verfassen des Textes und der Veröffentlichung etwas Neues herausgefunden, nämlich, dass er transmaskulin ist. Das heißt, dass seine Geschlechtsidentifikation von der bei der Geburt von außen zugeordneten abweicht. Aus Selbstschutz wird deshalb ein anderer Vorname als der Geburtsname verwendet.

Lars Schleifer: Episode aus meinem Leben 2

Ich habe keine Ahnung, wie spät es ist oder wo ich heute Nacht schlafen werde. Alles, was ich weiß, ist, dass ich mich aus irgendeinem Grund – wahrscheinlich aus dem Verlangen heraus, auch mal über die Stränge zu schlagen – dazu entschieden habe, auf diese schreckliche Strandparty bei den Feuerstellen zu gehen.

Um mich herum ist eine große Gruppe ebenfalls Vierzehn- bis Sechzehnjähriger, viele genauso betrunken wie ich. Alle sind auf ihre Weise damit beschäftigt, zu sehen und gesehen zu werden. Die Freundin, mit der ich da bin, ist irgendwo und raucht wahrscheinlich heimlich. Zuvor habe ich ihr schon panisch eine Zigarette aus der Hand gerissen.

Die ganze Situation überfordert mich und dann ist da noch dieser ein bis zwei Jahre ältere Typ, der anscheinend mit mir »flirtet«.

Ein Mädchen, das wir auf dem Weg hierher kennen gelernt haben, muss nach Hause, deshalb bringen wir sie noch zur Bahn. Das heißt: jeweils fünfzehn Minuten hin und zurück mit dem Bus. Ich habe kein Ticket. Der Busfahrer ist nett und sieht, wie betrunken ich bin.

Während der Fahrt sitze ich neben meiner wieder aufgetauchten Freundin, dem Typen von vorhin gegenüber. Ich bin völlig überfordert. Rede, ohne zu denken. Alle Filter abgeschaltet vom Alkoholgehalt in meinem Blut. »Ich weiß nicht, warum meine Eltern mich immer fragen, ob ich einen Freund oder eine Freundin habe! Ich meine – denken die, ich bin lesbisch?!«

Ein Ellenbogen trifft mich in die Seite, gefolgt von einem bösen Blick und einem Kopfschütteln der neben mir sitzenden Freundin. Wahrscheinlich will sie nicht, dass ich meine Chancen bei dem Typen vermasselse. Er ist genauso betrunken wie ich, sein Blick ist leicht unfokussiert. Er lächelt nur. Wahrscheinlich ist ihm mein Gelaber sowieso egal, er will nur seine Zunge in irgendeinen Mund stecken und später verwegene Geschichten erzählen, wie alle »coolen« Leute es tun.

»Ich meine, ich finds schön, dass meine Eltern so offen sind, also wenn ich 'ne Lesbe wäre, wärs bestimmt kein Ding, das ist echt geil, aber die müssen mich doch nicht in eine Rolle drängen ...« Meine Komplexe und Selbstzweifel entladen sich. Ich suche nach Antworten, die mir auf dieser Busfahrt niemand geben kann.

Am Ende des Abends darf der ein bis zwei Jahre ältere Typ seine Zunge in meinen Mund stecken, aber erst, nachdem er mir noch eine halbe Flasche eines blauen süßen Mischgetränks, dessen Name mir nicht einfällt – irgendwas mit »cool« oder »blue« –, in den Hals geschüttet hat. Das Ganze war eine ziemlich schleimige, sandige Sache. Unsere Zungen kämpften, der Strandsand juckte in meiner Hose und sowieso war das Ganze ziemlich seltsam.

Schon scheiße, dass selbst bei Eltern, die versuchen, alles so richtig wie möglich zu machen, die Sozialisierung von außerhalb der Familie dafür sorgt, dass es doch irgendwie das Falsche ist. Ich wollte nicht gefragt werden, ob ich verknallt bin. Ich wollte mich nicht damit auseinandersetzen, ob ich jemanden »gut« finde. Ich wusste gar nicht, was das bedeutet, weiß es immer noch nicht wirklich. Die Frage »Freund oder Freundin?« ist nicht per se die falsche, aber ich wollte sie gar nicht erst gestellt bekommen.

Wir fahren also zu ihm, da wir keine bessere Aussicht auf einen Schlafplatz hatten. Meine Freundin schleppte noch einen Typen ab, ich schlief mit angezogenen Klamotten und so weit entfernt von ihm wie möglich im Bett des ein bis zwei Jahre älteren Jungen.

Als ersten Kuss lass ich das Ganze nicht gelten. Der erste Kuss kam später, war bewusster und vorsichtiger. Mehr als einen Monat bereiteten wir ihn vor. Zeit hatten wir ja, schließlich wohnte sie in Bayern und ich hier an der Ostseeküste. Doch die Reise que(e)r durchs Land sollte sich lohnen ...

Ulrike Lange:

Unangenehme Erkenntnisse, obwohl die Nacht so gut angefangen hatte

Ihr kennt das sicherlich, oder? Nachts flackern manchmal Bilder auf, immer kurz vor dem Einschlafen. Bilder, so wie Fotos, oder kleine Sequenzen, wie Erinnerungen, die es manchmal nie gegeben hat. Je klarer die Bilder werden, je deutlicher ich sie mit geschlossenen Augen sehen kann, desto mehr drifte ich hinüber, in meine Welt aus Schlaf und Traum.

Geräusche, Gerüche, Gedanken – alles läuft durcheinander, unkontrollierbar, irgendwie zäh. Das plötzliche Flattern meiner Wellensittiche in ihrem Vogelkäfig lässt mich kurz hochschrecken.

Ich bin gut eingekringelt in meine Decke, den Kopf tief ins Kopfkissen vergraben. Der Abend war nicht perfekt gewesen, aber immerhin gab es Spaghetti Carbonara und dann, irgendwann gegen 24 Uhr, »Ellen«⁴ im Fernsehen. Mir komplett schleierhaft, warum das immer so spät kommt.

Ich versuche wieder einzuschlafen. Erinnere mich an einige Dinge, die ich am Nachmittag, nach der Schule, gemacht habe. Ich stelle mir vor, wie ich meiner Freundin Heike von meinen mehr als unterdurchschnittlich aufregenden Gassigängen mit meinem Hund auf besonders interessante und abenteuerliche Weise berichten könnte.

Wir machen das immer so. Neulich gestand sie mir, dass sie es manchmal gar nicht erwarten kann, mich in der Schule zu treffen, um mir von ihren Erlebnissen zu erzählen. Darum würde sie vorher schon ein Gespräch mit mir imaginieren (und ich wette, dieses Wort hat sie auf keinen Fall benutzt) und mich alles sofort brühwarm wissen lassen.

Ich mach das auch so. So auch heute Nacht.

In meiner Fantasie treffen wir uns also ... Lang und breit, hier und da vielleicht ein bisschen übertrieben, eine Klitzekleinigkeit hinzugedichtet – natürlich nur aus stilistischen Gründen –, erkläre ich ihr meinen vermeintlich ereignisreichen Nachmittag.

Sie hört sich alles ganz aufmerksam an. Steht vor mir, etwas kleiner, in ihrem grauen Calvin-Klein-Pullover und ihrer blauen Jeans. Schiebt ihre Brille wichtig die Nase hoch, als würde sie meinen Ausführungen hochkonzentriert folgen.

Das Bild von ihr wird immer klarer und statischer, immer weniger kann ich kontrollieren, was ich ihr da überhaupt erzähle. Die ganze Sequenz droht zu verschwinden, ich bin müde. Andere Gedanken versuchen sich reinzudrängeln, wie ungeduldige Wochenendeinkäufer an der IKEA-Kasse. Gedanken von irgendwoher ... – weiß ich doch nicht.

Dann ist alles still. Ich sag gar nichts mehr, während sie immer noch dasteht und mich anguckt. Als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, gehe ich zu ihr rüber.

Und dann küsse ich sie. Auf den Mund.

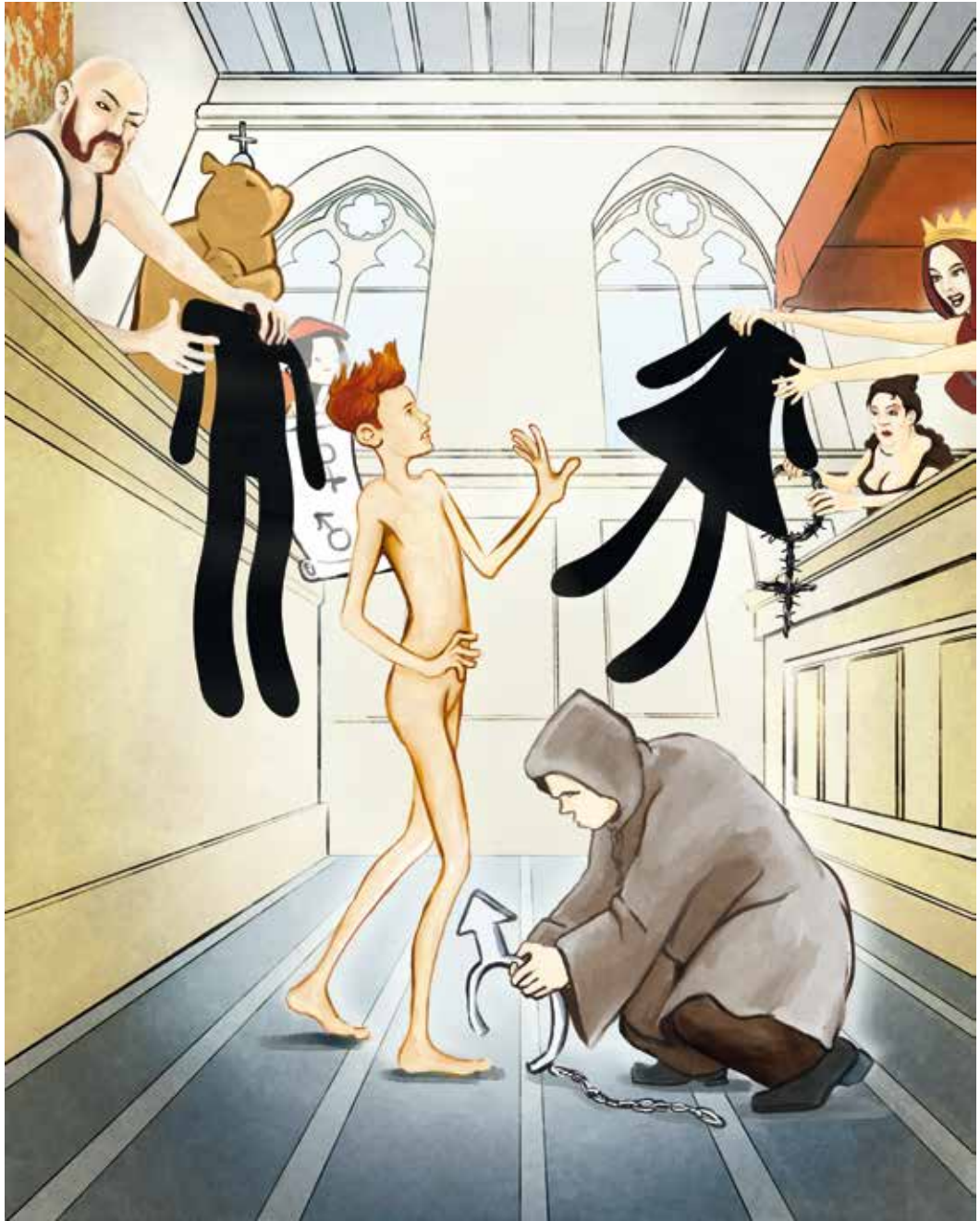
Einen winzigen Augenblick später rollt ein Stein durch meinen Magen und ich reiße erschrocken die Augen auf. Hellwach. Hellwach und panisch.

Ich habe in meinem Leben bisher keine Sekunde an meiner Sexualität gezweifelt, ja, ehrlich gesagt hab ich nicht einmal überhaupt aktiv darüber nachgedacht, irgendwas oder irgendwer zu sein.

Ich bin einfach da. Also nahm ich automatisch an, ich wäre genauso wie alle anderen auch. Was auch immer das heißen mag ... So wie ich vorher nie darüber nachgedacht habe, besteht auch jetzt kein Zweifel. Eher Verzweiflung. Ich wollte noch nie jemanden küssen.

Ich bin geschockt, irgendwie. Mir fällt nichts Besseres ein, als zu weinen.

4 Erfolgreiche Show der lesbischen Talkmeisterin Ellen DeGeneres.



Kara Drehwind: Nur eine Phase

»Es war nur eine Phase, Schatz.« – »Ja, es war nur eine Phase, Mutti.«

Diesen Dialog hat es nie gegeben. Meine Mutti sagte mir natürlich öfter, dass es nur so eine Phase sei. Dass ich es mir nur einbilde, in ein Mädchen verliebt zu sein und dass ich es mir nur zu sehr wünschen würde.

Heute weiß ich, dass sie es war, die sich wünschte, dass es nur eine Phase wäre.

Sie hieß Laura. Wir kannten uns schon aus der Grundschule, haben uns durch Schulwechsel zunächst aus den Augen verloren und waren dann mit vierzehn wieder zusammen in einer Klasse. Laura war ein typischer Tomboy und ich mochte den unkomplizierten Umgang mit ihr. Es ging nicht um Boygroups, Klamotten oder Teeniezeitschriften. Wir waren den ganzen Tag draußen und haben – ja, was haben wir eigentlich gemacht? Ich kann es nicht mehr genau sagen. Aber das Schöne war, dass ich das Kindsein noch nicht aufgeben musste. Ich glaube, wir haben sowas gemacht wie »draußen spielen«.

Eines Tages im März rief Laura mich aus einer Telefonzelle aus an und sagte mir, sie hätte einen Flohmarktstand und da wäre so ein Typ, der sie nerve. Ich solle zu ihr kommen und so tun, als sei ich ihre Freundin. Das war 2000, und irgendwie schien es mir das Normalste auf der Welt zu sein. Ich fuhr zu ihr und wir taten, als wären wir Freundin und Freundin. Hauptsächlich saß ich auf ihrem Schoß und genoss das. Ich war aber auch wie gelähmt, schüchtern und steif. Es fühlte sich richtig an. Aber auch neu und ungewohnt.

Die nächsten Tage unterschieden sich kaum von denen davor. Es war immer noch Frühling – im wahrsten Sinne des Wortes. Einen Unterschied machte nur Lauras beste Freundin Rebekka, die direkt, ehrlich und eine Quasselstrippe war. Rebekka machte immer wieder Andeutungen, aber ich war mir zu unsicher, ob ich sie richtig verstand oder es mir nur einbildete.

Wir waren jetzt immer öfter drinnen, obwohl es draußen wärmer und schöner wurde. Einmal, als Laura bei mir war, redete ich mich vor lauter Unsicherheiten gerade um Kopf und Kragen, als Laura mein Gesicht nahm und mich küsste. Es folgte ein minutenlanger – mein erster – Kuss. Nachdem ich wieder zu mir kam – wir küsstet noch immer –, war Erleichterung mein hauptsächliches Gefühl: Es ist schön. Ihr Kuss ist schön. Noch Jahre später habe ich alle ersten Küsse mit neuen Personen mit diesem einen ersten Kuss verglichen.

Es folgte ein gemeinsamer Sommer und ein Herbst ohne Happy End. So normal ich damals Lauras Aufforderung fand, ihre Freundin zu spielen, so sehr fand ich genau das nun versteckenswert. Laura war sich sicher. Sie wollte uns zusammen in der Öffentlichkeit, vor Freund_innen und Eltern sehen. Ich nicht.

Nach der Trennung erzählte ich es meiner Mutter. »Es war nur eine Phase«, sagte sie. Ja, klar. Ich habe mit Worten dafür gekämpft, dass sie versteht, dass es nicht nur eine Phase war. Ich war wirklich verliebt gewesen.

Mittlerweile war wieder Frühling und ich fünfzehn. Ich stürzte mich in den nächsten sechs Jahren in Beziehungen mit Jungs.

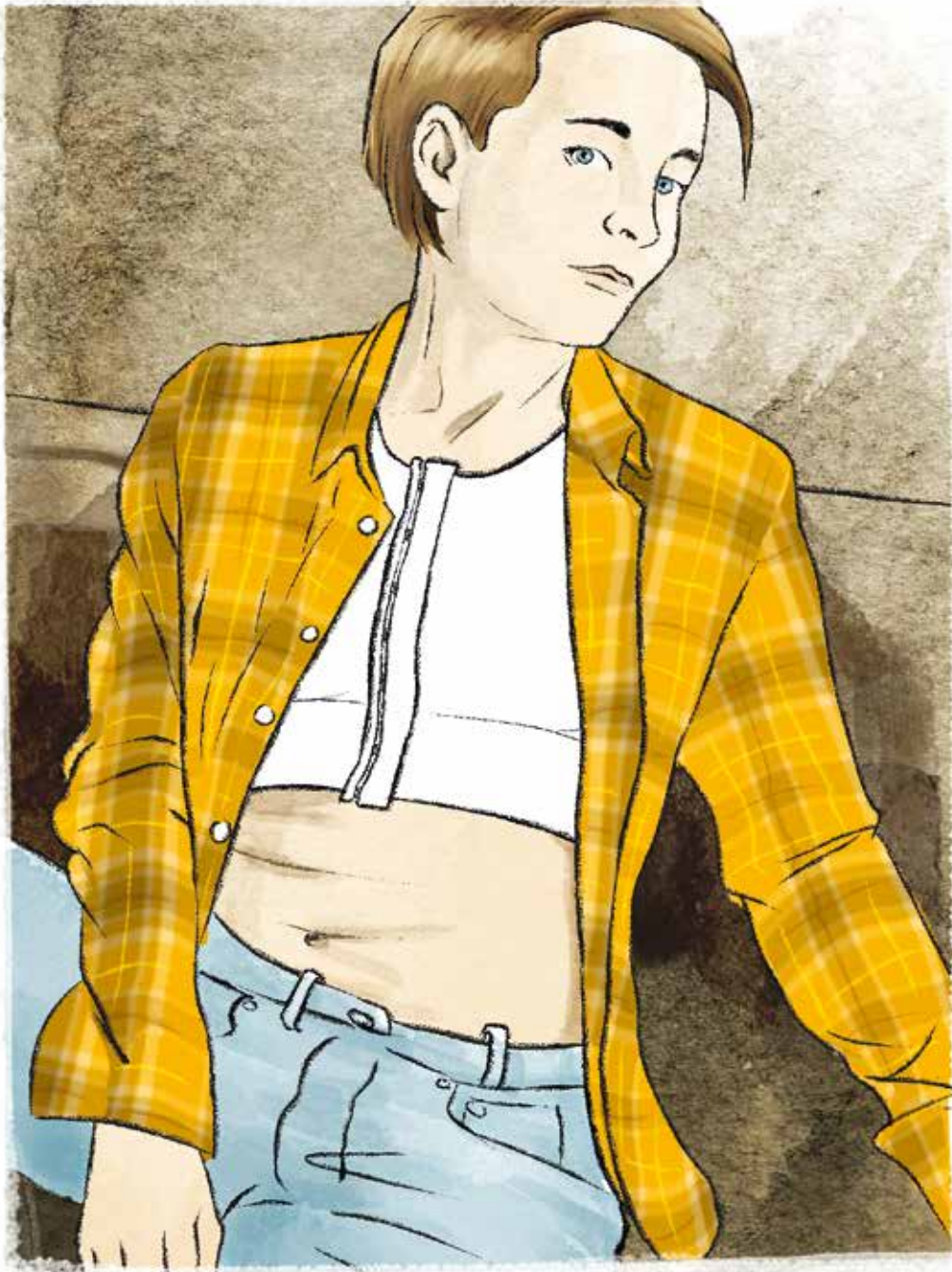
Die ersten zwei Jahre war ich mit einem zusammen, der jünger war als ich und wirklich noch sehr jungenhaft. Der nächste Freund war kleiner als ich und irgendwie niedlich.

Mit meinem dritten Freund war ich zusammen, als wir neunzehn waren. Er war zwei Köpfe größer als ich. Wir hatten eine tolle Beziehung, eine gute Mischung aus erwachsen tun und »draußen spielen«: Ich sprang als Erste ins eiskalte Wasser und fuhr als Erste mutig den unbekannten Abhang mit dem Mountainbike herunter. Er stellte für mich dagegen in filigraner Kleinstarbeit Schmuck her.

Als ich einundzwanzig war, trennte sich mein letzter Freund von mir, und aus irgendeinem Grund wusste ich sofort: Ich will Frauen*. Er war perfekt gewesen, und ich hätte auch gern Kinder mit ihm gehabt. Die Trennung war hart, aber ich wusste auch, dass ich nun »befreit« war.

Heute weiß ich: Ja, Mutti. Es war nur eine Phase – eine heterosexuelle.

IDENTITÄTEN



Ella Bandlow: Mann oder Frau?

»Herzlich willkommen in Rostock!« Josephine war hüpfend als Letzte in den Bus gestiegen. Ihr Fahrrad lehnte an einer Fischbrötchenbude, bei der einige Handwerker mit großen Geräten – unter anderem auch einer Kettensäge – die Terrasse erneuerten.

»Das Gewässer links von euch ist nicht die Ostsee, wie viele annehmen, sondern die Warnow.« Josephine ließ den Blick lächelnd durch die Touristengruppe streifen. Er blieb an Peter hängen. Lange, wellige, braune Haare wurden durch ein Basecap gebündelt. Am Sitz vorbei konnte sie einen Rock über der eng sitzenden Jeans entdecken.

Albern, dachte sie im ersten Augenblick. Ihre Gedanken schweiften aber schon im selben Moment wieder ab. Heute Morgen war es etwas eng mit der Zeit geworden. Habe ich eigentlich die Katze gefüttert?

Der Bus fuhr über die Stadtautobahn in Richtung Warnemünde. Sie hatte eine kurze Pause, bis die nächsten Informationen gefragt waren. Die Fahrgäste unterhielten sich laut. Josephine lehnte sich entspannt in ihren Sitz neben der Fahrerin.

Peter sah verträumt aus dem Fenster, in Gedanken schon mit nackten Füßen im kalten Wasser der Ostsee, die frische Brise tief einatmend. Josephine hatte sich offensichtlich nicht an ihre erste Begegnung damals erinnert. Na gut, die war nun auch schon über zehn Jahre her ...

Josephine stand auf und bewegte sich in Peters Richtung. »Sorry, dass ich so blöd frage, aber als was soll ich dich wahrnehmen? Mann oder Frau?« Ein verlegenes Lächeln umspielte ihren Mund.

Peter nahm dieses Lächeln auf. »Was wäre dir denn lieber?«
Josephine schaute ungläubig. »Kannst du wählen?«

»Muss ich mich festlegen?« Peters Lächeln verstärkte sich im intensiven Augenkontakt.
Wow, was für tolle Augen!

G. S.: Das Vertraute

»Herzlich willkommen, sehr geehrte Damen und Herren, auf unserer Theaterrundfahrt. Wir schippern heute Abend auf diesem alten Schiff über die Warnow, und Sie, meine Damen und Herren, sind eingeladen zu träumen.«

Peter und Josephine waren zum ersten Mal zusammen in Rostock. Sie besuchten Peters Eltern, zu denen er zehn Jahre zuvor den Kontakt abgebrochen hatte. Heute kam ihm das albern vor. Seine Eltern waren verhältnismäßig offene Menschen. Nie hatten sie ihn in eine Rolle gedrängt. Die Frage, ob er ein Mann oder eine Frau sei, hatte er erst viel später, als er längst aus Rostock weggezogen war, zum ersten Mal gehört. Von Menschen, die nicht viel von ihm wussten, die er zufällig traf.

Und trotzdem war da etwas, das ihn und seine Eltern trennte. Etwas, das ihm ein seltsames Gefühl machte, als er – mit Basecap und Baggy und mit seiner neuen Freundin Josephine – neben seinen Eltern auf diesem Schiff saß.

Er dachte an das Hausprojekt, in dem er wohnte, an Trulla, die immer kampfbereite Katze, die ihnen letztes Jahr zugelaufen war und zu der er eine besondere Beziehung hatte. An das vertraute laute Maunzen, wenn er sich morgens mit dem Fahrrad auf den Weg zur Arbeit machte. Das alles war weit weg, hier zwischen den fremden Menschen, neben seinen Eltern, mit denen er das Vertraute wiederzufinden versuchte.



Samuel: Ein intersexueller Mensch

Ich bin ein intersexueller Mensch. Das habe ich aber erst ziemlich spät herausgefunden, und zwar eher zufällig.

Geboren und aufgewachsen bin ich in Nordrhein-Westfalen, dann, nach meiner Ausbildung zum Tankwart, zog ich nach Berlin. Schon vorher habe ich gewusst, dass ich nicht unbedingt so bin wie die anderen Menschen um mich herum. Da ich in einen weiblichen Körper hineingeboren bin und somit eben auch – bis auf eine verstärkte Behaarung – wie eine Frau aussah, und da ich Frauen liebte, war für alle anderen irgendwann klar, dass ich lesbisch sei. Und da es für mich die einzige Schublade war, in die ich so halbwegs hineinpasste, war es für mich dann eben auch so.

Ich habe zwei jüngere Schwestern, die beide lesbisch sind. Als meine Eltern erfuhren, dass auch meine jüngste Schwester auf Frauen steht, waren sie ziemlich bedient. »Ich fahr mit dem Mofa gegen den Baum!«, drohte mein Vater (wir besaßen kein Auto). Das hat er dann doch nicht gemacht, sondern sich einigermaßen damit arrangiert.

Dass ich auf Frauen stand, fühlte sich für mich komplett richtig an, aber als Frau fühlte ich mich dennoch nicht ganz wohl. Irgendwie stimmte diese Zuordnung nicht mit mir überein. Aber damals gab es eben noch lange nicht so viele Feinheiten, Möglichkeiten und Einordnungen wie heute – kein Mensch redete Anfang der Achtziger von Transidentität und dergleichen.

In den Neunzigern zog ich mit meiner damaligen Freundin nach Mallorca, und da ließ ich mir dann die Brüste abnehmen. Das war total unkompliziert – ich bezahlte 10.000 Mark und war diese lästigen Teile endlich los. Was für eine Befreiung! Endlich mit freiem Oberkörper in der Sonne arbeiten, endlich ohne Brüste, die sowieso nicht zu mir gehört hatten, meinem Gefühl nach.

Seitdem bin ich froh mit meinem Körper, habe ein wunderbares Körpergefühl; so wie er jetzt ist, ist er für mich perfekt. Ich habe weder das Gefühl, dass mir etwas fehlt, noch, dass etwas an mir nicht stimmt. Dadurch wurde mir dann auch endgültig klar, dass ich nicht transsexuell bin. Sondern irgendetwas anderes. Etwas zwischen Mann und Frau.

Was genau mit mir ist, verstand ich eine Weile danach. Paradoxerweise wurde bei einer Kontrolluntersuchung des Brustgewebes festgestellt, dass ich Brustkrebs hatte, der allerdings gut behandelbar war und vollständig entfernt werden konnte. Zurück in Berlin, ging ich im Rahmen der Nachuntersuchungen zu einem Kardiologen. Der betrachtete mich, wie ich mich da mit nacktem Oberkörper auf dem Fahrrad abstrampelte und fragte mich, als was ich mich eigentlich einordnen würde – Mann oder Frau? Als ich sagte, das könne ich nicht beantworten, sagte er, auch er könne mich nicht einordnen. Und schlug mir einen Hormontest vor.

Der ergab, dass ich eine Stoffwechselerkrankung habe, das Adrenogenitale Syndrom (AGS), eine angeborene Störung der Hormonbildung der Nebennierenrinde. Folgen sind unter anderem eine vermehrte Ausschüttung männlicher Hormone und eine sogenannte Vermännlichung des Erscheinungsbildes – männliche Behaarung, tiefere Stimme, gesteigerte Libido.

Da war mir alles klar. Seitdem weiß ich, wer ich bin: Sam, ein intersexueller Mensch, der mit dem Pronom »er« angesprochen werden möchte.

Solange ich aber bei meinem Personalausweis noch nicht die Möglichkeit habe, »intersexuell« statt »weiblich« oder »männlich« anzukreuzen, lasse ich alles so, wie es da steht. Immerhin ist mein weiblicher Geburtsname endlich verschwunden. Nun steht da mein neutraler, selbstgewählter Vorname. Das habe ich dem kulantesten Standesbeamten hier in Mecklenburg-Vorpommern zu verdanken.

Überhaupt, hier, in dem kleinen Örtchen, in dem ich nun schon über zehn Jahre lebe, fühle ich mich bestens angenommen. Alle wissen Bescheid – dass ich intersexuell bin –, niemand hat damit Probleme, und wenn doch, dann bekomme ich nichts davon mit.

Ich bin hergezogen, weil ich die Nase voll vom Großstadtleben hatte und mich nach Ruhe und der Natur sehnte. Das alles habe ich hier gefunden, und hier möchte ich auch bleiben.

Kurz nachdem ich hierhergekommen bin, habe ich eine Frau aus dem Ort kennengelernt und sie geheiratet. Eine bisexuelle Frau – wie alle Frauen, mit denen ich jemals etwas hatte. Neulich hat ein Freund zu mir gesagt: »Wenn eine Frau auf dich steht, muss sie wohl zumindest ein bisschen lesbisch sein.« Wahrscheinlich hat er recht, immerhin habe ich einen vorrangig weiblichen Körper. – Obwohl ich selbst mich eben nicht als lesbisch sehe. Und deshalb hat es mich auch wirklich gewurmt, dass ich meine damalige Frau nicht heiraten durfte, sondern mich nur mit ihr – als lesbisches Paar – verpartnern konnte.

Naja, die Ehe hat leider nicht gehalten, ich habe meinen Doppelnamen wieder abgegeben. Ich trage jetzt einen zur Hälfte selbst ausgesuchten Namen, mit dem ich bestens leben kann.

Ich lebe hier ein richtiges Landleben; ab und zu fahre ich auch in die Stadt und gehe aus, manchmal auch auf Frauenpartys. Zur queeren Szene fühle ich mich nicht mehr unbedingt zugehörig, aber so etwas wie – artverwandt. Auch diese hat sich verändert, da ist heute viel mehr Raum als früher, alles ist offener geworden, die strengen Grenzen weichen immer mehr auf. Früher konnten nur Frauen auf Frauenpartys gehen, alle anderen wurden rausgegrault. Heute gehen alle, die Lust haben, dorthin – egal als wer oder was sie sich definieren.

Ich bin eben ein intersexueller Mensch. Mit Betonung auf Mensch. Denn für mich ist der Mensch entscheidend, nicht sein Geschlecht.

Noch vor einiger Zeit war ich Mitglied in einem Verein, in dem ich schöne Menschen getroffen habe. Menschen, die, wie auch ich selbst, Tiefgreifendes in psychotherapeutischen Gruppen erfahren haben. Anfangs hatte ich diese Therapiegruppen wie eine kleine Neugeburt erlebt. Denn weil wir durch unseren Leidensdruck gezwungen waren, uns zu öffnen, gegenseitig zu berichten, was uns leiden ließ, und uns zuzuhören, entstand ein heilsamer Zusammenhalt und zum Teil wirkliches Glück, was zuvor verlorengegangen schien. Wir lernten, wieder die eigenen Gefühle wahrzunehmen und die falschen Masken nach und nach abzulegen, somit echter und lebendiger zu werden. Wir erschufen ein kreatives, achtsames, bewussteres Miteinander.

»Unsere« Klinik war wie ein Labor, das uns in gewisser Weise von »draußen« trennte, so wurde es jedenfalls von einigen empfunden. Doch draußen waren wir wieder »allein«. Die Sehnsucht, dieses neue Miteinander auch im »wirklichen Leben« alltäglich aufrechtzuerhalten, brachte uns auf die Idee, einen Verein zu gründen, in dem wir möglichst friedlich miteinander umgehen wollten, anstatt uns anzugreifen und gegenseitig zu bekämpfen.

Doch bekanntlich ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert. Denn leider ergaben sich mit der Zeit beinahe sektenähnliche Strukturen und Rituale, es wurde mir immer deutlicher, dass eine teilweise rigide Vorstellung davon dominierte, wann und inwiefern ein Mensch gesund sei oder nicht. Insbesondere das, was laut der im Verein herrschenden Auffassung »das Frausein«, »das Mannsein« oder »das Erwachsensein« ausmachte, stimmte immer weniger mit meiner eigenen Identitätsentwicklung überein.

Es bestand dazu eine starke, meist unterschwellige, manchmal jahrzehntelang währende Abhängigkeit von den Therapeut*innen der beschriebenen »Ursprungsklinik«, welche ständig wie eine Übermacht über den Stuhlkreis schwebte, personifiziert durch den Chefarzt, der die Rolle des Guru übernommen hatte. Lange traf diese Abhängigkeit auch auf mich selbst zu, und da mich heute noch einige Vorfälle von damals immer mal wieder beschäftigen, kann ich noch nicht einmal ganz von mir behaupten, vollständig frei davon geworden zu sein.

Der folgende Text entstand ursprünglich als mein langer Abschiedsbrief vom Verein, welchen ich so jedoch nie abgeschickt habe – weil ich die Menschen damit wohl eher nicht erreicht hätte. Sie konnten mein »Anderssein« in großen Teilen nicht wirklich akzeptieren. Daher möchte ich ihn hiermit im Kontext queerer Geschichten zur Verfügung stellen, und ich möchte meine Erfahrungen mit meinem Queersein im benannten Verein öffentlich machen.

Ich schreibe darin, ich sei »fertiggemacht« worden. Und so möchte ich gleich darauf hinweisen, dass es mir hier nicht darum geht, meinerseits irgendwelche Leute fertigzumachen oder anzuklagen. Sondern aufzuzeigen, was passieren kann, wenn vermeintlich geschulte Therapeut*innen, Ärzt*innen und Menschen, denen ich vertraute, in hochsensiblen Situationen von gesteigerter geistig-emotionaler Instabilität gefährliche psychische Gewalt ausüben, ohne es zu merken.

Abschiedsbrief: (Mein) »Anderssein«

Wenn ich heute lese, dass sich eine neue Männergruppe gründen wolle, welche sich als Erstes die Frage stellt: »Wer bin ich?« – mit der Absicht, sich selbst oder die eigene Identität im Mannsein zu finden –, dann weiß ich schon, dass dies zum Scheitern verurteilt sein wird. Denn wir können uns darin nicht finden. Wir können damit spielen. In der Tiefe sind wir nicht Frau oder Mann, sondern mehr als das. Damit möchte ich keineswegs sagen, dass das Mann- und/oder Frausein nicht (für manche) etwas Wunderbares sein kann, was dieses göttliche Leben hervorgebracht hat. Aber noch mal: Wir können uns darin nicht finden.

Dies wird aus meiner Sicht oft nicht erkannt – und das schafft keine Befreiung, sondern neues

Leiden und Unzufriedenheit. Es geht sogar noch weiter: Menschen, die in dieser Hinsicht »anders« sind, gelten in unserem Verein gerne als »gestörter« als andere – etwa wenn es heißt, ein homosexueller Mensch sei nur wegen seiner »Drachen-Mutter« so geworden. Diesem Menschen wird nicht zugestanden, dass er einfach mit dem Menschen zusammen sein möchte, der für ihn genau der Richtige ist. Er wird mindestens argwöhnisch betrachtet, und es wird angenommen, sein erotisches Empfinden und Begehren sei ein Ausdruck seiner Störung. Und noch verrückter ist, dass die Person selbst dies wahrscheinlich ebenfalls glaubt – oder dass sie sich dessen zumindest nicht sicher ist.

Unbedingt sollte es einen offenen Austausch darüber geben, wie die Beteiligten darüber denken: ob sie nämlich wirklich meinen, dass es vollkommen gleich ist, mit welchem erwachsenen Menschen ich mich (erotisch) vereinigen möchte – oder eben nicht. Und wenn es tatsächlich noch solche in weiten Teilen unserer Gesellschaft überholten, falschen Vorstellungen gibt, dann sollte das geklärt werden!

Als ich vor gut zweieinhalb Jahren entdeckte, dass es nun dran ist, meine »weibliche« Seite offen zu leben, also zum Beispiel Kleider oder Röcke zu tragen oder mich auch mal zu schminken, wurde ich darin nicht von Euch unterstützt, sondern – ich muss es leider so sagen – gewaltsam unterdrückt und fertiggemacht. Für mich war dies eine leidvolle und schwer erträgliche Erfahrung. Denn ich hatte mir erhofft, vom Verein angenommen oder zumindest akzeptiert zu werden – gerade in der Anfangszeit, als noch so viele Zweifel und Unsicherheit, verbunden mit diesem Thema, in mir auftauchten.

Die Gruppenleitung der Lebensberatungsgruppe war der Meinung, dass ich nur zu Hause weibliche Kleidung tragen könne und dergleichen mehr – andernfalls sei ich in Gefahr, mich lächerlich zu machen, könne nicht mehr ernst genommen werden. Auf mein Argument hin, dass ich damit doch keinem Menschen schaden würde, sagte sie: »Richtig, Sie schaden ausschließlich sich selbst.«

Diese Aussagen waren für mich wie Schüsse. Ich war bereits vollkommen verzweifelt und suicidal – vor diesem Hintergrund waren sie sehr verantwortungslos und unprofessionell für eine therapeutisch geschulte Person. Eine angemessene Reaktion hätte sein können: »Es ist doch nichts Falsches daran und gerade hier ist der richtige Ort, um sich auszuprobieren. Aber Sie wirken sehr gestresst und unruhig, Sie scheinen ein Problem daraus zu machen, warum denn nur?« Doch Therapeut*innen sind eben auch nur Menschen. Ich weiß, dass die betreffende Person es in dem Moment einfach nicht besser konnte, und habe all dies längst vergeben.

Und doch möchte ich zum Ausdruck bringen, was aus meiner Sicht nicht in Ordnung ist, was geändert werden müsste, wenn der Verein sich wirklich rühmen will, ein Ort zu sein, an dem ein menschlicher, von wacher Bewusstheit getragener Umgang geübt wird und wo es sichernde Verbundenheit gibt – »mehr, als in vielen (Ursprungs-)Familien«, wie so oft zu hören ist.

Fatal war, dass ich selbst auch in den Kampf eingestiegen bin. Auch wenn mir mein Schweiß und damit, bei ausreichender Feinfühligkeit, die mich beherrschende Unsicherheit deutlich anzusehen waren – nach außen hin wirkte ich sicherlich angriffslustig und »stark«. Aber in mir tobte ein Krieg, der mich schwächte: In mir waren Fragen, was ich hier eigentlich tue, ob das wirklich sein müsse – obwohl ich eigentlich wusste, dass es okay und notwendig war.

Ich war besessen von der »Angst vor mir selbst«. Deshalb gab ich den anderen Teilnehmenden der Gruppe auf der einen Seite Recht, andererseits war ich ihnen und der Situation gegenüber von Negativität überwältigt, ohne mich davon innerlich ausreichend distanzieren zu können. Hätte ich vollkommen ruhig und präsent bleiben können, ohne die anderen zu verurteilen, wäre alles anders verlaufen; niemand dort hätte mir wirklich schaden können. Aber gerade weil wir solche Konflikte in uns tragen, gehen wir ja in solche Gruppen: um uns Rat zu holen. Damals war ich dem Konzept der Klinik und des Vereins sehr verhaftet. Es war ein Teufelskreis. – Und der lässt sich in diesem Falle wohl erst im Nachhinein erkennen.

Heute bin ich mit dem Thema schon wesentlich stärker im Frieden. Die schlimmen Befürchtungen sind nicht eingetreten: Meine Kund*innen sind zwar tatsächlich weniger geworden – was ver-

*mutlich unter anderem mit meinem »nonkonformen Auftreten« zusammenhängt –, doch nicht alle sind weggelaufen. Ich habe meinen Weg, auch meine Routinen, meine Orte, Gemeinschaften, Leute gefunden und Autor*innen von Büchern zu Gender-Themen getroffen. Unter dem Strich habe ich sehr viel gelernt – und ausschließlich (!) dazugewonnen, anstatt mir zu schaden. So ist es ja immer am Ende des Leidens.*

Somit muss ich letztlich der Krise, der therapeutischen Person und den Menschen im Verein dankbar sein, denn sie haben mich herausgefordert und dadurch gezwungen, die Wahrheit zu finden – und damit auch die Freiheit. Vielleicht würde ich mich sonst auch heute noch von den Therapien und deren Konzepten so abhängig machen wie damals.

Ich habe mich nicht lächerlich gemacht, sondern ich habe mich entwickelt, war gezwungen, bewusster, wacher zu werden, zu erkennen, dass die Verurteilungen, Blicke und Sprüche einiger Leute nicht wirklich mir gelten, mich im Tiefsten gar nicht treffen können; und noch dazu, dass es möglich ist, all dies durch mich durchziehen zu lassen. Ich war noch stärker gefordert, mir über die Urteile, die in mir über andere auftauchen, klarzuwerden. Und so wurde und werde ich, wenn auch sehr langsam, immer freier davon, Menschen ihre »Gestörtheit« – die sich etwa in Irritation, abschätzigen Blicken, Tuscheleien bis hin zu unverschämten Fragen zeigt – vorzuwerfen. Denn sie können nichts dafür.

Ich habe auch eine Menge guter Erfahrungen gesammelt, viel Bestätigung und positive Resonanz erhalten und wurde in meinem So-Sein ernst genommen.

In letzter Zeit wird mir immer stärker bewusst, wie sehr das, was ich hier anfangs als positive Merkmale der Klinik und des Vereins beschrieben habe, mit Privilegien zu tun hat: dass wir – trotz des Elends und des Schmerzes, die wir uns trugen und die wir manchmal loszulassen lernten – sehr privilegierte Menschen waren; dass wir »von Haus aus« bestimmte Kriterien erfüllten, um solche Therapien überhaupt in Anspruch nehmen zu können. Andere Menschen hätten diese Chance niemals bekommen.

Wenn ich also »wir waren gezwungen«, »wir lernten«, »wir erschufen« schreibe, dann meine ich damit einen »exquisiten Kreis« von Menschen. In deren Denken zeigt sich oft, wie wenig ihnen diese Privilegien bewusst sind, wie sehr sie sich für überlegen gegenüber anderen halten – worin sich natürlich letztlich wieder die Schwäche der »Überlegenen« und somit deren Unterlegen-Sein zeigt.

Damit meine ich natürlich auch mich selbst. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass auch dieser Text, zumindest in Teilen, aus diesem alten Denken heraus geschrieben ist – weil mir auch jetzt bestimmt noch nicht alles klar ist ... Aber manchmal ist es gut, sich zu entscheiden, die eigenen Gedanken öffentlich zu machen und zur Diskussion zu stellen – in der Hoffnung auf einen konstruktiven und wohlwollenden Umgang damit.

Lars Schleifer: Das Ringen um und mit Worten

Rollenbilder begleiten uns ab dem Moment, in dem wir laut schreiend und nach Luft schnappend aus der geborgenen Wärme unseres Elternteils gepresst werden.

Es ist ein ... !

Was heißt »es ist«?

Diese konstruierten Unterteilungen prägen unser Denken so sehr, dass wir sie auf alles übertragen.

Ein kleines rundes Ding mit dem Fuß durch die Gegend zu schleudern und in Vierecke aus Holz, Stahl, Plastik zu befördern: eindeutig männlich. Eindeutig nichts für Menschen, bei denen bei der Geburt kein ausgeprägtes Glied festgestellt wurde.

Binäres Denken, Denken in scheinbar gegensätzlichen Paaren. Klar voneinander abgrenzbar ... Hunde werden mit Männlichkeit assoziiert, sie stehen für Kraft, Bewegung, Dominanz, denn du als besitzende Person sagst dem Tier, was Sache ist.

Das Gegenteil des Hundes? Natürlich, trotz keinerlei evolutionären oder anatomischen Zusammenhangs – die Katze. Katzen sind elegant, leichtfüßig, eigensinnig. Eindeutig weiblich? Der Brunnen der Lebensfreude in Rostock war für uns Kinder immer ein faszinierender Ort. Nackte bronzebraune Körper im Zusammenspiel. Tiere beim Sex. Erwachsene Figuren, die mit kindlichen akrobatischen Meisterleistungen durchführen, sie fröhlich durch die Lüfte schwingen, gefroren in der Bewegung, gegossen in Metall.

Ich habe sie bewundert. Die Lebensfreude beneidet. Doch alles, was ich diesen leblosen Figuren zuschreibe, ist auch nur eine Projektion, so wie auch auf mich projiziert wird.

Letzte Woche im Café, ebenfalls in Rostock.

Ich sitze einige Armlängen entfernt von meinem Freundeskreis. Ich sitze wenige Handbreiten entfernt von Josephine und Peter. In unserer Mitte ein Buch und Notizen.

Wie können wir Kindern der siebten, achten Klasse erklären, dass es nicht nur scheinbar gegensätzliche Paare gibt? Wir träumen von einer Welt, in der sich Leute mit metaphorischen Ketensägen bewaffnen, die Geschlechterbinaritäten in Fetzen reißen, zu Kleinholz verarbeiten und zum Heizen einer neuen Wohlfühlwelt benutzen.

Josephine blättert im Buch. Es enthält Definitionen, Interviews, Erfahrungen. »The ABC's von LGBT+«.

Ein Wort sticht ihr* ins Auge, es hält sie* fest, stößt etwas an. »Was bedeutet Greygender? Die Definition hier ist so negativ ...« Sie* zitiert: »Gleichgültigkeit oder Unemotionalität gegenüber dem eigenen Geschlecht.«

Wir erklären, führen aus. Wir hüpfen von Gedanken zu Gedanken. Kommen zum Schluss, dass es einfach heißt, dass es kein Drama sein muss, welches Geschlecht du hast.

Josephine strahlt. Eine Herzlichkeit strömt aus ihren* Augen. »Endlich hab ich ein Wort!«

Lu A.: Beweg dich halt anders!

Aus einem Interview.

Ich bin 1980 in einer Kleinstadt in Mecklenburg-Vorpommern geboren und auch dort aufgewachsen. Aber an meine Kindheit und Jugend habe ich leider nicht allzu viele gute Erinnerungen.

Eigentlich fing es schon im Kindergarten an, dass ich nicht ins Schema passte. Ich erinnere mich gut daran, dass die Erziehenden teilweise mit dem vorgehaltenen Finger auf mich gezeigt haben und lachend gefragt haben: »Na, bist du ein Junge oder bist du ein Mädchen?« Es gab dann auch Situationen, wo andere Kinder das mitbekamen, und das war wirklich schon echt demütigend und verletzend. Ich wurde ausgeschlossen und gehörte einfach nicht dazu.

In der Schule ging es nahtlos so weiter: »Komm, ein Junge verhält sich anders!«, »Also jetzt tänzle doch nicht so«, »Werfe den Ball nicht so mädchenhaft«, »Du musst stark sein«, »Jungs weinen nicht« oder »Beweg dich halt anders!« Der Punkt ist, mir ist das oftmals gar nicht aufgefallen, dass ich anders war, mich anders bewegte. Ich hab mich nicht so reflektiert in der Form. Wenn es mir gut ging, dann hab ich nicht so auf mein Verhalten geachtet, ansonsten hab ich mich soweit in die Schubladen pressen lassen, dass ich mich total unwohl fühlte. Aber ich hab das gemacht, einfach um einer Erwartungshaltung von außen zu entsprechen.

Ich konnte mich niemandem anvertrauen, das war für mich das Allerschlimmste. Mit dem neunten Lebensjahr war ich so weit, das ich mir den Penis abschneiden wollte, zu Hause unter der Bettdecke, mit einer Schere. In dieser Zeit gab es einen Artikel in der Zeitung, und meine Eltern erzählten davon, dass zwei Personen einem Menschen das Glied abgeschnitten hatten und dieser an den Folgen des Geschehens verstorben war. Diesem Menschen konnte nicht mehr geholfen werden. Mir schauderte der Gedanke daran, wie weit ich in der Lage war, mein Glied abzuschneiden. Ich dachte, vielleicht ist das ein Ausweg, weil: dann musst du ja niemandem was sagen – du schneidest dir das Teil einfach ab und dann müssen alle anderen es nehmen, wie es ist, denn dann können sie ja nichts mehr dran ändern.

Aber ich hab mich nicht getraut. Und danach war es noch schlimmer – weil ich erkannt habe, dass es für mich einfach keinen Ausweg gab.

Schon mit dem siebten Lebensjahr bin ich mit Sonnenbrille getarnt in Läden gegangen, um mir Seidenstrümpfe oder Ohrringe zu kaufen. In den ersten Schuljahren habe ich nähen gelernt, das hat mir viel Spaß gemacht, auch häkeln und so, und es ging mir leicht von der Hand. Also habe ich mir selbst viele Klamotten genäht und einiges an Sachen meiner Schwester entwendet und sie versteckt. Als ich zwölf war, haben meine Eltern dann alles gefunden und in der Folge flog dann auch mein Geheimversteck auf – und damit letztlich auch mein geheimes Leben.

Mein »Vati« hat mir dann zum ersten und einzigen Mal im Leben eine geschauert, und meine »Mutti« hat mich gefragt, ob ich denn schwul sei. Ich hab gesagt, nee, ich bin lesbisch. Das wurde aber nicht verstanden. Kein Wunder, es war damals nicht wirklich bekannt und ich wusste selbst nicht damit umzugehen.

Am 28.11.1996 verstarb mein Elternteil »Vati«. Mein Elternteil »Mutti« sorgte immer dafür, dass es uns nie an Essen, Kleidung und lebensnotwendigem Bedarf mangelte und wir es immer gut hatten. Allerdings hat die Wende ihre Spuren hinterlassen. Betriebe wurden aufgekauft und es gab dann auch schlechte Arbeitsbedingungen für Angestellte. »Mutti« bekam, ähnlich wie andere in ihrem Betrieb, erst drei Monate rückwirkend ihr Geld.

In dieser Zeit gab es eine Beziehung, die nach ein paar Jahren scheiterte. Kurz darauf war mein Opa erkrankt und ich machte mich auf den Weg, ihn zu besuchen. Als ich die Station betrat, teilte mir eine Stationspflegkraft mit, dass mein Opa gerade verstorben war. Geknickt ging ich zurück zu meinem Auto. Als ich den Torbogen des Krankenhauses in Richtung auswärts durchquerte, bekam ich eine SMS: Meine »Ex« sei schwanger. Ich konnte das alles irgendwie gerade nicht glauben.

Zumal diese mir immer wieder erzählt hatte, dass es nicht ging. Ich musste mit ihr reden. Ich hatte selber einen Kinderwunsch. Konnte ich die Beziehung retten? Keine Ahnung – ich machte mich sofort auf dem Weg. Leider konnte ich die Beziehung nicht retten. Oftmals dachte ich an Suizid.

Ich entschloss mich, von Mecklenburg-Vorpommern nach Süddeutschland zu ziehen. Dort habe ich dann auch ziemlich bald eine Wohnung und eine Arbeitsstelle bekommen, und dann – dann hatte ich nach acht Jahren dort endlich mein Coming-out.

Aber bis dahin war es noch ein weiter Weg. Mit 25 habe ich angefangen, mich »weiblich« zu kleiden. Erst in ganz kleinen Schritten: ein Ohrring, dann zwei Ohrringe ... Mit 29 habe ich mir dann auch medizinische und psychologische Hilfe gesucht, mich nach und nach einigen wenigen Menschen anvertraut und schließlich, an meinem 30. Geburtstag, meinen Chef eingeweiht. Bald daraufhin kam ich nur noch »weiblich« zur Arbeit.

Nach und nach veränderte sich das Betriebsklima und es wurde immer erdrückender und belastender für mich. Es hagelte Belehrungen und Abmahnungen aus fadenscheinigen Gründen, und dann kam noch das Problem mit der Toilette hinzu. An einem Tag waren die Toiletten besonders schmutzig, so dass es mich schauderte, mich hinzusetzen. Einer der mitarbeitenden Arbeitskräfte stellte sich so hin, dass ich den Eindruck bekam, diese wolle mich vor dem Pissoir beobachten. Das war total unangenehm. Ich musste dringend auf Toilette, also ging ich auf die »Damentoilette«. Da hat sich das Kollegium über die Benutzung der Toilette beschwert, und es gab ein Riesentheater, bis ich am Ende eine Extratoilette zugewiesen bekam – die ich immer so sauber gehalten habe, dass auch andere gerne auf diese Toilette gingen.

Ich habe dann einen offenen Brief an die örtliche Zeitung geschrieben, und die Zeitung hat mich dann mit Fotos und allem Drum und Dran im Internet zwangsgeoutet. Diesen Artikel und die Fotos von mir hat die Zeitung dann nach mehrfachen Gesprächen vom Netz genommen, aber das Internet vergisst ja bekanntlich nichts, und so war ich ewig damit beschäftigt, diese Spuren wieder zu löschen. Zweieinhalb Jahre hat es gedauert.

Als ich schließlich Hormone bekam, habe ich mich in einem Sportstudio angemeldet, damit ich nicht vielleicht wegen der Hormone irgendwie zunehme (aufschwemme). Und da habe ich dann irgendwann eine außerordentliche Kündigung bekommen. Ein Rückschreiben von mir blieb bis zum heutigen Tage unbeantwortet. Des Weiteren verlor ich meinen Arbeitsplatz aus »betriebsbedingten Gründen«.

Letztlich waren diese Diskriminierungserfahrungen auf der Arbeit und im Sportstudio für mich die Initialzündung, in die Politik zu gehen. Hier bin ich aktiv.

Nach für mich wichtigen Operationen wollte ich so schnell wie möglich mein Abitur nachholen. Ich freute mich, dass es mir in Bayern gelang, BAföG für mein Abitur zu bekommen. Allerdings hatte ich die Rechnung ohne das Jugendamt gemacht. Diese schrieben mich an und verlangten den vollen Unterhaltstitel, wo ich doch weniger Geld zur Verfügung hatte als jemand mit Hartz-IV-Bezug. Nach Erklärung des Jugendamtes war ich für sie weder erwerbslos noch hatte ich eine Arbeit und daher würde es mir nach gesetzlicher Grundlage nicht zustehen. Als der Stress seine Spuren hinterließ, gab ich das Abitur auf. Denn diesen Preis konnte ich nicht zahlen und es machte mich krank.

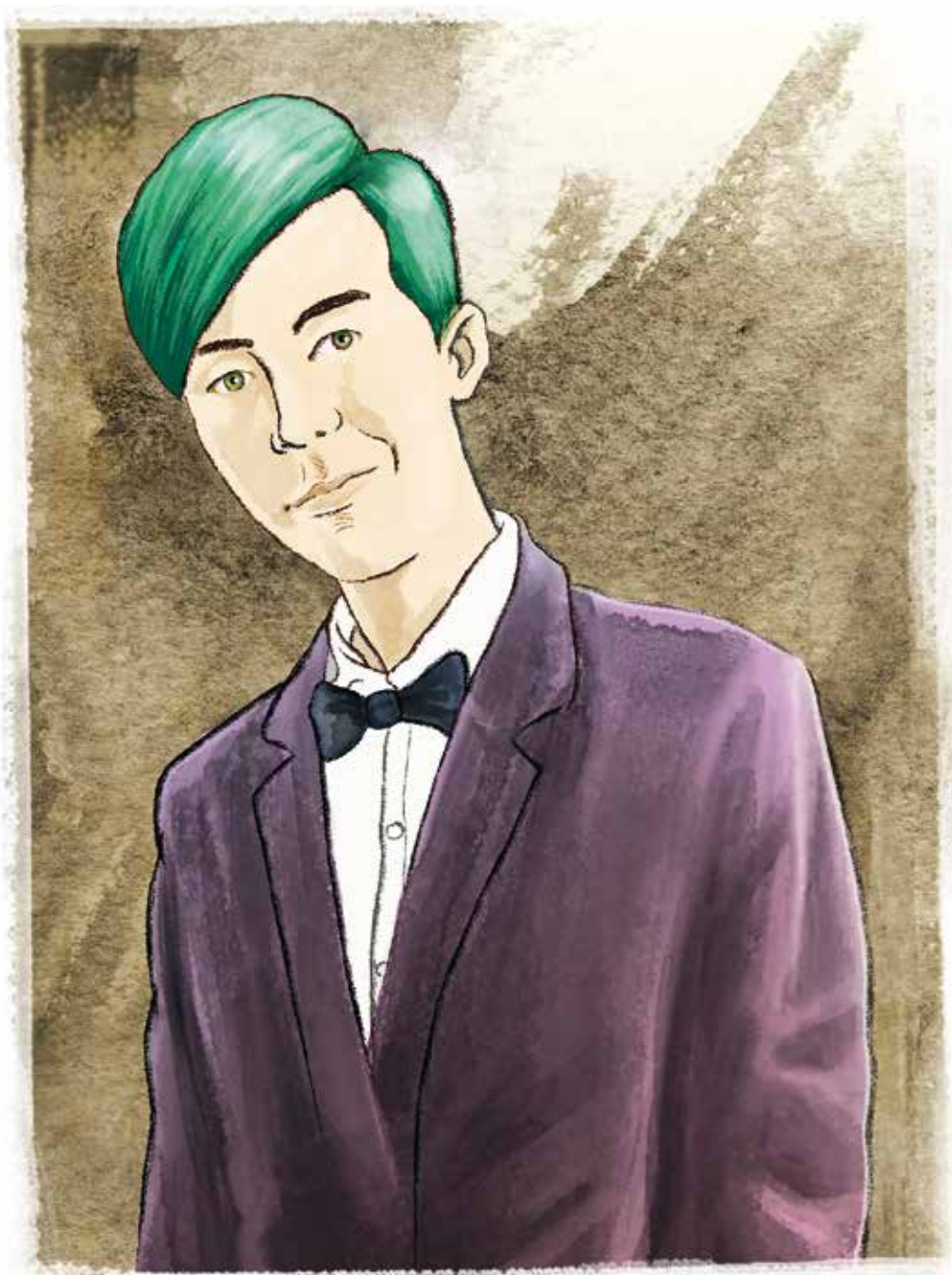
Heute engagiere ich mich für inklusive Menschenrechte. Ich liebe es, mich elegant und modisch zu kleiden. Malereien, Spazierengehen und neue Düfte inspirieren mich. Mein heutiges Selbst ist im Einklang und so stimmig, wie ich mich fühle. Einfach schön ... !

Selbst heute werde ich noch oft angesprochen: Die Stimme sei zu tief, »Sie sind nicht Frau ...«, und man legt einfach auf. Oder man sagt: »Mach nicht so große Schritte«. Schubladen können ziemlich nerven.

Der Alltag könnte so schön sein, wenn ich als Mensch wahrgenommen und ohne Rechtfertigung leben könnte. Ohne, dass mir etwas abgesprochen wird. Ich möchte die Schubladen abbauen und Menschen mitnehmen. Daran arbeite ich mit Hochdruck.



LEBEN UND LIEBEN



Lu Finke: Mogelpackung

»Du bist eine totale Mogelpackung! Und das Schlimme ist, dass du das ganz genau weißt!«

Meine damalige Freundin war außer sich. Sie hatte einen richtigen Kerl gewollt, einen harten, coolen Typen, der alles im Griff hatte und an dessen Schulter sie sich immer anlehnen konnte, wenn ihr danach war.

Bekommen hatte sie einen nicht ganz richtigen Kerl, einen weichen, sanften, der gerade mal das Nötigste im Griff hatte und an dessen Schulter sie sich meistens anlehnen konnte, wenn ihr danach war.

Ich fand, das war eigentlich keine schlechte Ausbeute für sie. Aber sie fand das eben nicht. »Und im Bett bist du auch scheiße!«, schob sie noch hinterher, und weg war sie.

Tja. Kann wohl sein. Man selbst kann das ja schlecht beurteilen, aber ich hatte eigentlich immer den Eindruck, dass sie im Bett viel Spaß mit mir hatte und ziemlich auf ihre Kosten kam. Auch ohne Schwanz. Also, ohne echten. Dafür hatte ich aber einen echt schönen aus Latex zu bieten. Na ja, egal, Schwamm drüber.

Ich bin eben nur das, was ich bin. Das heißt, als Mädchen kam ich zur Welt, verhielt mich aber meine gesamte Kindheit über wie ein Junge, ein sogenannter Tomboy. Dann, als ich in die Pubertät kam, wuchsen mir diese absolut ungeliebten Brüste und breite Hüften dazu, und ich litt total. Später dachte ich dann, ich sei lesbisch. Und noch später aber bekam ich immer mehr das Gefühl, im falschen Körper zu leben. Unzählige Abende saß ich am Ostseestrand und sah aufs Meer hinaus und grübelte und grübelte. Mann oder Frau? Transmann oder Lesbe?

Schließlich entschied ich mich für einen Kompromiss: Brüste weg, Vornamen abkürzen, Männerklamotten tragen, mich in der queeren Szene bewegen. Damit fahr ich gut. Die Leute können mich anreden, wie sie wollen – als er oder sie bezeichnen, einfach, wie sie mich wahrnehmen. Wenn sie fragen, sag ich immer, sie dürfen es sich aussuchen.

Manche sind davon total genervt. Kann ich auch verstehen, die Leute wollen ja gern Klarheit. Andere finden das gut. Und die meisten haben sowieso kein Problem mit mir. Entweder denken sie einfach, dass ich eine etwas maskulin wirkende Frau bin, oder sie sehen mich als Lesbe, oder als Typ. Und das ist alles in Ordnung für mich.

Eigentlich hab ich alles getan, damit ich keine Mogelpackung bin, denke ich. Größtmögliche Offenheit.

Aber meine letzte Freundin fand das eben doch. Vielleicht liegt es einfach daran, dass ich für sie eben scheiße im Bett war ...

Aber für die nächste bin ich ja vielleicht der Kracher, wer weiß!

Michaela Kronenberg: Am Bodden

Der Himmel ist tiefdunkelblau,
die Bäume wiegen sich im Wind,
die Wiesen bedecken sich mit Tau –
die Ruhe, eh der Sturm beginnt ...
Die Abendluft riecht nach sattem Sommerregen,
der Himmel grollt, erste Tropfen fallen mir entgegen.

Jahr um Jahr lieg ich nun alleine hier,
hab aus Scham mein Gefühl für Dich verhüllt.
Nach Jahren wünsche ich dich noch zu mir –
Du sollst es sein, die meine Sehnsucht füllt.

Es ist nicht erfüllend, ohne dich zu leben,
allerdings wurden wir uns selten ganz gerecht.
Wirst du dich mir noch ganz ergeben?
Hab ich auf ein Ganzes wirklich Recht?

Im Wesentlichen wirst du wohl bleiben
ganz so, wie du schon bist.
Wohin wird unsere Liebe treiben?
Wollen wir sie, wie sie ist?

Sakin Koepp: Scharfe Bräute, ganze Kerle

Es ist kalt draußen. Raureif glitzert auf Blättern, Ästen, Zweigen, den Straßen. Das perfekte Glitzern für eine Partynacht. »Scharfe Bräute – Ganze Kerle«, so lautet der Titel der Freitagabend-Party. Beim Gehen sieht sie auf ihre silbrig glänzende Hose. Straße, Hose, Straße – so tanzt ihr Blick eine Weile hin und her. Tight, Hauptsache tight. Die Schritte fühlen sich gut an. Besonders tight sitzt das kleine Package im Schritt.

Wie wohl die Party wird? Zu Hause hatte sie die richtige Größe ausprobiert. Ihr Gefühl und Aussehen ließen sie eine dicke, zusammengelegte Socke aussuchen.

Wie war sie bloß auf diese Idee gekommen? Sonnenklar. Eine queere Geburtstagsparty in Mecklenburg-Vorpommern musste gewürdigt werden. Das roch nach der Großstadtpartyluft von vor über zehn Jahren. Eine süße Erinnerung an Orte des Ausschweifens. Die Bässe, der Schweiß und Haut, sehr viel Haut.

Sowas hat sie noch nie gemacht: sich eine Socke in die Hose stopfen und dann rausgehen. Aber die männlichen Anteile waren schon immer da. Sie fühlte sich früher sehr wohl im Jungs-Habitus. In den letzten Jahren dann rückte die Entdeckung der weiblichen Souveränität in den Vordergrund.

Die gestiefelte Katze greift sich mit einem Grinsen in den Schritt, beißt sich in die Unterlippe und vernimmt dabei das Klacken der Absätze und ein gerauntes Stöhnen. Nein, es ist niemand weiter auf der Straße.

Klack, klack, klack, sie klingelt und Nadia macht die Tür auf. Sie soll ihr beim Schminken helfen. »Allein kriege ich das nicht hin«, sagt Fiona leise und sieht zu Boden.

Fast hätte Nadia das geglaubt. Da geht auch schon der Korken hoch, und das kalte Prickeln im Glas und auf der Zunge erinnern Fiona an das Glitzern auf der Straße. Das Package drückt sich gegen das heiße, empfindliche Fleisch und die Perle pocht. Die geöffneten Schenkel im Spiegel geben den Blick frei. Ein Mann würde sagen, dass er ordentlich was in der Hose hätte. Mit geröteten Wangen blickt Fiona Nadia an.

Nadia sieht ihr zwischen die Beine und lacht los. Sie kann nur noch »Dein Ernst?« hervorbringen. Langsam beruhigt sie sich, und heißt Fiona die Augen schließen, wieder öffnen, nach oben sehen. Der halb geöffnete Mund bekommt dieses dunkle Brombeerrot. Zusammen mit den schwarzen Katzenaugen sehr verführerisch. Nadia dreht ihr den Kopf, begutachtet und kommt mit einem Kuss auf ihre Wange zum Prädikat: gelungen.

Fiona sieht sich an, steht mit dem Glas in der Hand auf, flirtet mit sich selbst. Ja, sehr gelungen. Hochgesteckte Haare, aufrechte Haltung, dieses Lächeln.

Aber dann muss sie allein zur Party. Nadia ist noch nicht fertig und sie verabreden sich für später. Fiona atmet das glitzernde Prickeln der kalten Luft ein. Zwei, drei Straßenzüge und ebenso viele Ecken später zieht Fiona die Lokaltür auf. »Einmal ganzer Kerl, bitte«, hört sie sich sagen.

»Oder 'ne richtig scharfe Braut«, kommt es von links und Fiona spürt eine Hand auf ihrem Hintern. Der dazugehörige Arm legt sich über ihren Rücken und der Mund drückt ihr einen Kuss auf den Nacken.

Kenne ich die Frau, fragt sich Fiona noch, bevor sie bezahlt und in den Tanzsaal gezogen wird. Hier besteht der Raum aus Licht und klingendem Rhythmus, der jeglichen Bezug zur Außenwelt ausschließt. Da fällt niemandem auf, dass draußen eine große schöne Frau gegen die Wand gestoßen wird. Der verlorene Pumps gibt den Blick auf einen Männerfuß frei. Drinnen drängt die Scharfe-Braut-Sagerin Fiona an die Wand und macht die Glitzernde mit ihrem rhythmischen Reiben ganz wild.

Was für eine Party!

Kara Drehwind: Frühlingsanfang und zwitschernde Vögel

Ich bin mit meinem Fernglas unterwegs. Der März ist der beste Monat dafür: Die Bäume sind noch kahl und so kann ich die Hiergebliebenen beobachten. Wintervögel. Außerdem erlaubt mir das Märzwetter längere Spaziergänge auch ohne Handschuhe. Sue, meine Freundin, ist heute bei ihrem Bruder. Irgendwelche Familienangelegenheiten, auf die ich keine Lust hatte. So habe ich einen Tag für mich.

Ich streife durch die Störwiese. Eine große Wiese vor dem emporragenden Mueßer Berg. Ja, richtig – Schwerin hat Berge. Im Norddeutschen sind alle hügelähnlichen Gebilde Berge. Damals zu Schulzeiten war der Mueßer Berg eine Maßeinheit. Unsere Fähigkeiten auf dem Fahrrad zum Beispiel wurden darin angegeben: »Sie fährt den Mueßer Berg hoch, ohne zu schieben« oder »Ich hab ihn in viereinhalb Minuten geschafft« oder »Wenn du an der Ostsee gegen den Wind fährst, dann ist es, als würdest du den Mueßer Berg hochfahren«. Und alle staunten oder nickten verständig.

Jedenfalls liegt die Störwiese diesem Schweriner Koloss zu Füßen. Warum heißt sie Störwiese? Weil diese ungezähmte Fläche etwa am Störkanal liegt? Und warum heißt der wiederum Störkanal? Gibt es dort Störe? Naja, dieser Störkanal war auch so ein Schweriner Projekt. Sollte doch mal den Schweriner See mit der Elde und dann mit der Elbe verbinden. Dann wäre Schwerin über Hamburg beim ganz großen Handel dabei gewesen.

Warum fällt mir das gerade alles ein? Ich war lange nicht mehr hier. Für heute hab ich nur einen Wunsch: Ich will einen Zaunkönig sehen.

Ich laufe weiter über die Wiese, spüre das Gewicht von zwei Äpfeln, drei Mandarinen, einer Thermoskanne, einem Vogelbuch und einer Packung Kekse auf meinem Rücken. Außerdem hab ich die Regenjacke, Wechselsocken, einen Schal und doch noch Handschuhe eingesteckt. Naja, und dazu die Standardausrüstung: Taschentücher, Kamera, Telefon, Geld, Kalender und mein Tagebuch. – Wie lange wollte ich noch mal unterwegs sein?

Oh dort! Wer ist das? Brauner Kopf mit hellen Punkten. Ist das eine Drossel? Ich sehe durch das Glas, doch in diesem Moment fliegt der Vogel weg. Noch im Flug erkenne ich die blauen Federn in den Flügeln. Ein Eichelhäher, kein Zweifel. Ich hatte bis jetzt noch nicht das Glück, einen zu sehen, aber ich kenne diese blauen Federn. Sue brachte mir letzten Sommer eine aus dem Vogtland mit. Sie wird sich freuen, wenn ich ihr erzähle, dass ich den Vogel durch ihre Feder identifizieren konnte. Ich schreibe ihr gleich mal: »Liebste, rate, wen ich gerade gesehen habe. Einen ...«

Ach nee. Doch nicht. Schreibe ihr jetzt nicht. Ich will nicht mehr jeden Augenblick unmittelbar teilen. Er gehört mir. Und wenn ich es ihr heute Abend erzähle, kann ich ihn noch einmal durchleben.

Die Sonne steht noch nicht sehr hoch, doch das Wetter ist perfekt. Je näher ich dem Ufer des Kanals komme, desto mehr muss ich aufpassen, keine Krokusse platt zu treten. Es ist ein Teppich aus Gelb und Grün, ich habe eine erbarmungsvolle Sonne im Rücken und eine gut gelaunte Amsel in der Nähe. Sie singt, als wäre ein Spätsommerabend. Foto? Tagebuch? Wie kann ich diesen Moment festhalten? Ich entscheide mich, weiterzugehen.

Jetzt höre ich eine mir vertraute Musik. »Heartbeating City«. Ein energiegeladenes Lied, das vom inspirierenden Leben in Berlin erzählt; die ersten acht Takte sind der Gesang einer Kohlmeise, mit einer Flöte imitiert. Wenn ich irgendwo eine Kohlmeise höre, habe ich immer für den Rest des Tages einen Ohrwurm von dem schönen Lied. Jetzt höre ich also dieses Lied und schaue mich suchend um.

Da ist er. Ein kleiner aufgeweckter, schwarz-gelber Vogel mit einer Gute-Laune-Aura. Diese kleine Meise hat es verstanden: erstmal darüber in heller Freude sein, dass kein Schnee mehr liegt.

Dann die süßen Naschereien des vergangenen Winters kosten. Die Früchte der Bäume vom letzten Herbst, die das Eis wieder freigegeben hat, und dann hier und da mal die ersten Insekten probieren. Sonst nichts weiter. Nest-Bauen und Partner_in-Suchen kommen nach. Alles zu seiner Zeit.

Mittlerweile ist es kurz vor sechs und das Licht dämmt. Ich habe einen Eichelhäher gesehen, das Elster-Pärchen vom letzten Jahr wiedererkannt, die Krähen gezählt (dieses Frühjahr sind es nur sechsundsiebzig), drei stänkernde Amseln beobachtet und zusammen mit der Kohlmeise gesungen.

Würde ich sagen, dass ich darüber glücklich bin, dann wäre das eine Lüge. Zu groß war mein Wunsch – und ist es immer noch – nach dem Zaunkönig. Warum macht mich das Wiedersehen mit den Altbekannten nicht so glücklich wie eine unbekannte Begegnung?

Ich bin zurück zu Hause und packe meine Vorräte aus. Habe nichts davon benötigt. So ist es immer wieder. Ich koche Linsensuppe.

Sue klingelt, sie hat noch Brot und Käse mitgebracht und gemeinsam stehen wir in der Küche und bereiten alles vor. Wir erzählen von unserem Tag und ich sage: »Rate, wen ich heute gesehen habe?«

Sue zuckt mit den Schultern.

»Einen Eichelhäher«, sage ich und hoffe, dass meine Freude auf sie überspringen wird.

»Ist das nicht der Vogel, von dem ich dir mal diese kleine blaue Feder mitgebracht habe?« Jetzt, genau jetzt bin ich glücklich. Wir reden noch ein bisschen über den Eichelhäher und ich weiß nicht, ob es sie wirklich interessiert oder ob sie einfach nur weiß, was ich jetzt brauche.

»Ich habe heute auch einen Vogel gesehen. Ich glaube, der war krank. Sah so aufgeplustert aus«, sagt sie mit geknickter Stimme.

»Erzähl.«

»Das war hinten am Ufer vom Lankower See, da bei den Gärten. Eigentlich war es nur eine kleine wuschelige Kugel. Sah aus wie Fell. Es war bestimmt noch ein Küken, das aus dem Nest geplumpst ist.«

Ich habe so eine Ahnung. Das war kein Küken.

»Es hüpfte immer am Ufer umher und pickte unter den nassen Blättern Schlamm hervor. Dabei wackelte es ganz lustig mit dem Schwanz.«

»Welche Töne hat es gemacht«, will ich wissen.

»Keine.«

»Und war es scheu?«

»Nein – gar nicht. Ich konnte mich nähern und es bei seinem geschäftigen Treiben beobachten. Ich dachte, ich beobachte es so genau ich kann, damit ich dir jetzt alles berichten kann.«

Ich platze fast vor Aufregung, bin aber sehr bemüht, mir nichts anmerken zu lassen. »Und? Was glaubst du, was es war?«, fragt sie mich.

Ich zucke mit den Achseln und versuche ganz beiläufig zu klingen: »Ein Zaunkönig.«

Michaela Kronenberg: Mittendrin

Es ist vier Uhr fünfunddreißig in Neustrelitz und ich schwitze.

Ganz plötzlich, wie immer, warst du da. Kurz vor Mitternacht.

Jetzt fallen die ersten Sonnenstrahlen hell und wach ins vertraute Zimmer, in dem ich schwitzend und erschöpft auf deiner schmalen Schulter liege, die eigentlich zu flach ist für mich, nicht sehr bequem. Du bist auch nicht sehr bequem, ehrlich gesagt, weder von innen noch von außen – obwohl du schön bist und klug und anständig und noch vieles mehr. Was bequem ist, das passt, und du passt nicht, außer auf meine Haut, auf meine Lippen, zwischen meine Beine. Niemand kennt meine wogende, schwankende, glühende, abweisende Lust besser als du. Niemand hat sie je besser gekannt. Vermutlich wird sie niemand je besser kennen.

Ich spüre deine Wärme und diese warmen, ungewöhnlich starken Muskeln an deinem so zart wirkenden, schmalen kleinen Prachtkörper. Dieser Körper, der dich so betrogen hat und beinahe langsam getötet. Deine beherrschte Angst machte mein ehemals starkes Herz zittern, machte es so zerbrechlich. Du weißt nicht, wie sehr, und du sollst es auch nicht erfahren.

Langsam wird es kühler. Du bist eingeschlafen. Ich ziehe die Decke über uns und schmiege mich an dich.

Nein, wir sind nicht bequem füreinander und bald wirst du wieder gehen, aber noch bist du hier. Und ich liebe dich.

Zimone de Mémoire: Eine von uns

»Du bist eine von uns. Du weißt das bloß noch nicht«, hatte damals eine Freundin ganz überzeugt gesagt. Ich fand's witzig. War ich doch eigentlich mit diesem Schrank namens Ronny zusammen. Eher aus Langeweile habe ich mich bei »lesarion« (einer Datingplattform für Lesben im Internet) angemeldet.

Und dann tauchte SIE auf. Gleicher Name, anders geschrieben, fünf Jahre älter, alle waren geschockt. Aber es fühlte sich so richtig an. Wenn wir in der Öffentlichkeit angestarrt wurden, war ich ganz verdutzt, und dann fiel mir wieder ein: »Ach ja! Du bist ja jetzt lesbisch. Ich bin ja jetzt »anders.«

Ich war so verliebt, dass ich mir manchmal vorgestellt habe, wie ich sie im Keller einsperren würde. Manchmal habe ich ihr das auch gesagt, aber zum Glück war sie auch so verliebt, dass sie es einfach weggelächelt hat.

Vier Jahre später zog ich nach Rostock. Sie zog hinterher. Wir zwängten uns in eine kleine Wohnung, zusammen mit zwei Hunden. Sie hatte eine Bordeaux-Dogge vom Züchter, ich hatte einen alten Kampfhund fast ohne Zähne aus dem Tierheim. Sie hatte ein Auto, ich hatte ein Kindermountainbike. Sie hat BWL studiert, ich Musik.

Außer den Namen passte nicht viel. Wir führten Krieg zuhause. Dann tauchte eine andere auf. Zuerst trafen sie sich heimlich, dann ganz offiziell in unserer Wohnung. Aus stiller Wut heraus habe ich mit ihrer Zahnbürste das Klo geputzt. Erst später, nach unserer Trennung, erzählte ich ihr aus schlechtem Gewissen davon. Seitdem packt sie in Hotels ihre Zahnbürste immer in den Kulturbeutel.

Nachdem ich ausgezogen war, habe ich sie nur noch selten gesehen und irgendwann gar nicht mehr. Viele Jahre später ist sie in unsere Heimatstadt zurückgezogen und hat geheiratet. Und ganz ehrlich – ich finde, ihre Ehefrau sieht mir ziemlich ähnlich.

S.O.: Dass ich nicht lache

Geboren bin ich in Schleswig-Holstein, dem Land zwischen den Horizonten. Zwischen Nordsee und Ostsee.

Aber die Horizonte waren für mich nicht weit genug. Ich musste erstmal weg. Mit sechzehn, in der elften Klasse, ging ich für ein Jahr in die USA, um meinen Horizont zu erweitern. Das klappte da unten im Süden, wohin es mich verschlagen hatte, nur begrenzt. Ich sollte Basketball spielen, weil ich ein großer, kräftig gebauter Typ war, und nachmittags wollte mein Gastvater mit mir Weidezäune geraderichten und abends Nackensteaks braten. Das gefiel mir nur mäßig.

Überhaupt, die ganze Machokultur da unten. Und alle Mädchen ab sechzehn aufwärts trugen pinkfarbene Fingernägel und Lidschatten und hatten ein schrilles, hohes Lachen, das mir in den Ohren gellte.

Im Basketball war ich gut, aber als ich nach einem Jahr wieder zurück nach Deutschland kam, noch größer und kräftiger als vorher, nützte mir das wenig.

Und es nützte mir auch nichts dabei, mich selbst zu finden. Meine eigene Identität zu bestimmen. Eine Zeitlang dachte ich, ich wäre vielleicht schwul. Mit Mädchen hatte ich schon geknutscht und erste sexuelle Erfahrungen gesammelt, also probierte ich es mal mit Typen. Nicht mit Gleichaltrigen, das reizte mich nicht, sondern mit älteren Männern, kräftigen, behaarten Typen um die vierzig. War okay, aber auch nicht das Richtige. Irgendwie ließ mich alles ein bisschen kalt.

Das Richtige zu finden, ist ja sowieso schwierig. Erst mal suchte ich den richtigen Beruf, das richtige Studium, die richtige Stadt, das richtige Land. Ein Jahr lang war ich in den Niederlanden, dann kam ich zurück nach Deutschland, ging nach München, ging da ein wie eine Primel, ging nach Köln, dann nach Berlin. War alles auch nicht das Richtige.

Ich hatte immer wieder solche Sehnsucht nach dem Meer. Aber nicht nach dem Land zwischen den Horizonten. Das war mir zu eng, zu begrenzt. Und dann verschlug es mich nach Mecklenburg-Vorpommern, in eine kleine Stadt an der Ostsee. – Stadt ist fast zu viel gesagt. Und das war es dann. Hier konnte ich atmen und gucken und leben. Der Job stimmte auch. Und auch die richtige Wohnung fand ich, vorne raus mit Blick auf die belebteste Straße des Städtchens, hinten raus ins Grüne.

Meine Freundin kam mit. Wir legten uns einen Hund zu und bekamen zwei Kinder, erst ein Mädchen, ein Jahr später einen Jungen. Sie wollte heiraten, ich aber nicht. War nicht das Richtige für mich, anders konnte ich es nicht erklären.

Dann versuchte ich es: erklärte ihr, dass ich mich gar nicht so männlich fühle, wie ich aussehe. Dass ich auch weibliche Anteile habe. Nicht genug, um mich umoperieren zu lassen oder so ... – aber genug, um manchmal zu schwanken. Dass ich mich nicht festlegen kann. »Dass ich nicht lache!«, sagte sie. »Du und weibliche Anteile?«

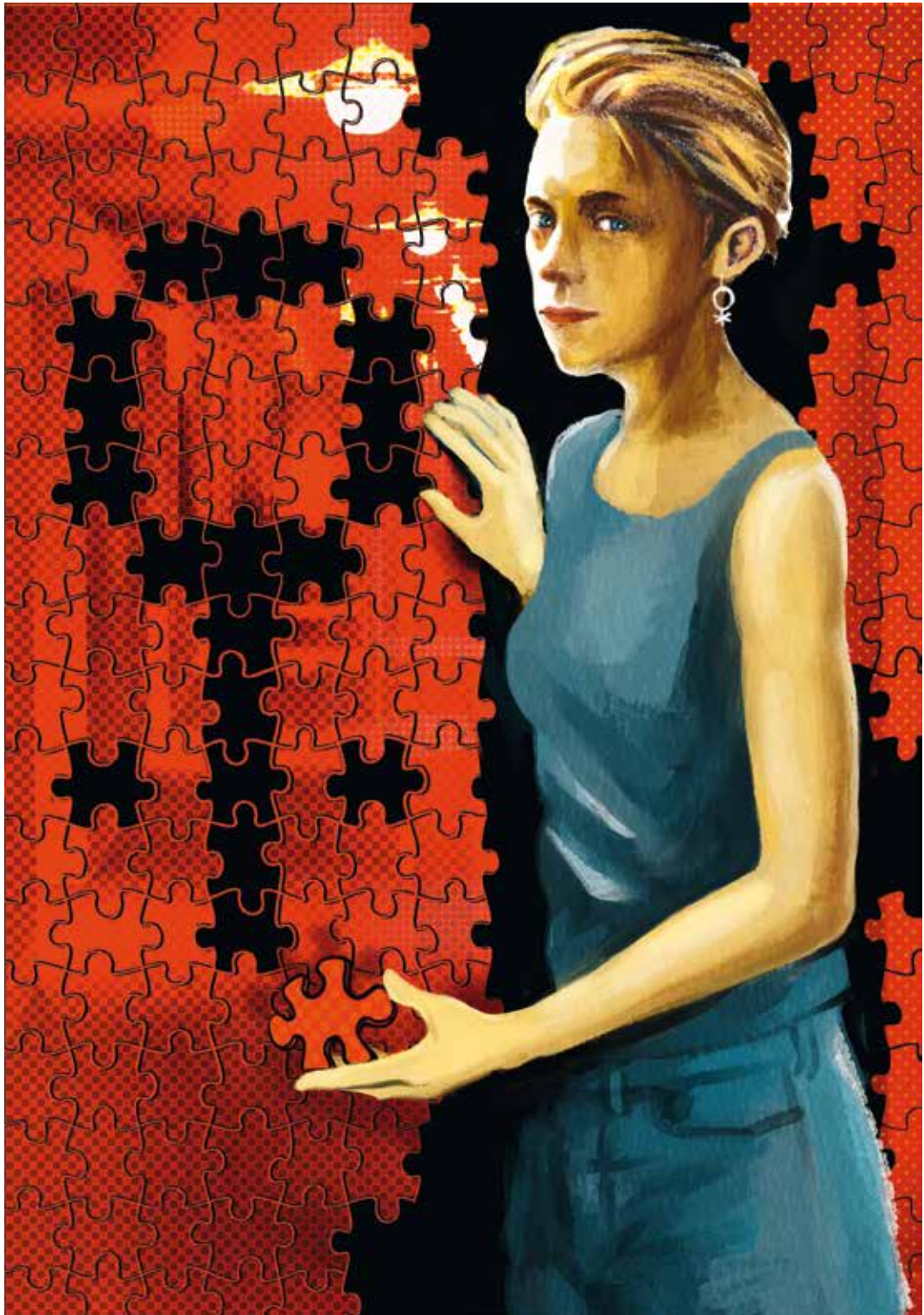
Sie zog wieder zurück nach Berlin und nahm die Kinder mit. Den Hund ließ sie da. Ich war unglaublich traurig und bin es immer noch; wegen der Kinder. Ich hätte sie gern um mich, Tag für Tag.

Wochenlang ging ich abends an den Strand, sah meinem Hund beim Plantschen und Möwenjagen zu und versuchte, nicht mehr zu weinen.

Dann setzte sich eines Abends ein Typ in den Sand, ein Stück weit von mir entfernt. Ein Riesenkerl, sozusagen mein Ebenbild. Streichelte den Hund, sah mich an, rückte näher. Wir redeten stundenlang.

Heute leben wir zusammen, er, ich und der Hund. Ich weiß immer noch nicht, ob ich schwul bin. Ich weiß auch nicht, ob es das Richtige ist. Aber es fühlt sich richtig an.

UTOPIEN



Hanna Albrecht: Sonntagsspaziergang

Ganz klassisch gehen Peter und Josephine zum Sonntagsspaziergang an der Warnow entlang. Braun und träge zieht der Fluss dahin, am Ufer stehen kleine Büschel von Schneeglöckchen.

In der Entfernung röhren die Kettensägen, um das letzte Unterholz zu beräumen.

Ein paar Jogger quälen sich ihnen entgegen, man kann ihnen ins Gesicht schauen und eine Menge Weltschmerz erkennen. Ein paar rüstige Rentner rasen auf ihren Rädern vorbei.

Auf einer Bank wollen sich die Flanierenden niederlassen. Dort sitzt bereits eine kleine Katze, die ein Pailletten-Basecap mit der Aufschrift »Gender-Polizei« trägt.

»Guten Tag«, sagt die Katze.

»Guten Tag«, grüßen Peter und Josephine. »Dürfen wir uns zu Ihnen setzen?«

»Das kommt darauf an«, sagt die Katze. »Sind Sie Mann oder Frau?«

»In erster Linie sind wir Menschen«, antwortet Peter und Josephine nickt bestätigend.

»Was soll denn die Frage?«

Die Katze antwortet: »Seitdem das neue Stadtparlament waltet, wurde eine strenge Geschlechtertrennung für die öffentlichen Bereiche der Stadt Rostock angeordnet. Männer und Frauen dürfen fortan nur noch auf zugewiesenen Plätzen sitzen.«

»Oha«, staunt Peter.

»Das ist völlig albern«, sagt Josephine und setzt sich.

»Tja, kann man nix machen«, sagt die Katze, springt auf, verwandelt sich in einen Ordnungsbeamten, klebt ein Label an die Bank und verwarnt Josephine: »Da Sie sich gerade widerrechtlich auf diese Männerbank gesetzt haben, muss ich Sie nun leider mit einem Bußgeld belangen.«

Josephine ruft erschrocken aus: »Wie bitte? Und was ist mit Gleichheit, Feminismus und Geschlechtergerechtigkeit?«

»Pffff ...«, sagt der Ordnungsbeamte. »Träumen Sie weiter!«

Ulrike Lange: Wie das Fahrrad einmal mutig war

Es ist noch gar nicht so lange her, ein, zwei Glasscherben und eine abgerissene Klingel vielleicht, da lag am Grunde der Warnow ein nigelnagelneues Fahrrad, das, heimlich versteckt durch den schmierigen Ölfilter an der Wasseroberfläche, eine ganz wunderbare Kettensäge beobachtete.

Seit Tagen schon grämte sich das Rad, weil es nicht die richtige Art fand, um auf sich aufmerksam zu machen und diese herrlich braune, ratternde Kettensäge für sich zu gewinnen.

Es hatte schon alle Register gezogen. Unterwasserblinklicht. Silbrigtanzennde Speichen. Rotierende Pedale. – Nichts, aber auch gar nichts geschah.

Das Fahrrad wurde sauer.

Seit dieser Mensch mit seinem viel zu großen Basecap es unbedingt nach Rostock fahren musste, nur um dann nachts im Nebel laut kreischend damit über die Kaikante zu fallen, war das Leben sehr viel langweiliger geworden. Und rostiger.

»Ein Unfall vielleicht, ja, schon gut, Fehler passieren. Es war ja auch nur ein Mensch«, versuchte das Rad sich zu beruhigen. Dann passierte etwas ganz Unglaubliches.

Ein gewisser Peter, oder war es eine Josephine? Mann oder Frau? – »Ach, ist doch total egal«, dachte sich das Fahrrad, das dieses Konzept bis heute nicht verstanden hatte, es verstand nämlich nur Alurahmen oder Stahlrahmen, Shimano-Gangschaltung oder Nabenschaltung, geschweißt oder gelötet –, nun, dieser Mensch kam jedenfalls und zog es aus dem Schlamm heraus, zurück an Land und stellte es, anscheinend zufällig, zwei Meter vor der Kettensäge ab.

»Hallo Kettensäge«, nuschelte das Fahrrad und quietschte schüchtern mit der Hinterbremse, als Peter-Josephine es langsam Richtung Parkplatz schob.

»Hallo Fahrrad«, krächzte die Kettensäge.

»Wie wärs?«, fragte das Rad leise.

»Ach, sei nicht albern«, ratterte die Säge, »ich steh nicht auf Mountainbikes.«

Lars Schleifer: große-kleine Menschlein

»Magst du mal gucken, wo Finn bleibt?«

Teller klappern. Conny und Elsa sitzen am fast vollständig gedeckten Frühstückstisch und beobachten, wie Jonna mit einem Stift, den x aus Lars' Arbeitszimmer entwendet hat, geschäftig in xs Sandkastenförmchen herumrührt.

»Yoshi! Hallo! Kannst du mal die Dinger aus den Ohren nehmen?!«

Langsam und widerwillig, mit der coolen, rebellischen Art eines fast Siebzehnjährigen blickt Yoshi so gleichgültig wie möglich hoch. »Was denn?!«

Lars verdreht die Augen. Er stellt die letzten Dinge auf dem Tisch ab und geht die Treppe hoch. Aus Finns Zimmer dröhnt laute Musik. Er klopft vorsichtig an die zugestickerte Tür, steckt den Kopf hinein und sieht Finn in ihrem Sitzsack versunken aus dem Fenster blicken.

»Frühstück ist fertig, kommst du?«

Langsam wendet Finn den Blick von den wenigen Autos und Passant*innen ab, die unten vorbeikriechen. Aus der Küche dringt Jonnas fröhliches Gequake hoch: »Mama, Oshii, Papa, Mami, Inn, Pipi, Trekker ...« Jonna übt gerade sprechen und zählt gern alles auf, was x schon sagen kann.

Langsam und quälend pellt sich Finn aus ihrer Sitzgelegenheit. Manchmal sind schon so Dinge wie die Treppe runterzugehen und da zu sein, eine Art Extremsport. »Ich komm gleich.«

Lars geht runter. Finn steht einen Moment lang da, lässt ihren Blick durchs Zimmer schweifen. Überall liegen kleine und große Dinge. Ihr Zimmer wirkt für Außenstehende wie ein einziger Haufen unzusammenhängenden Krempels. Es gibt hier eigentlich alles: Muscheln vom Strand; leere Verpackungen von Dingen; Drehzeug; Sticker; ausgeschnittene Zeitungsartikel; kleine Dosen mit Buttons, Ohringen, Milchzähnen; eine mit Ornamenten und Glitzersteinen versehene Einhornfigur, der ein Bein fehlt. An den Wänden kleben Poster von Bands und Plakate, die zur Teilnahme an Demos aufrufen. »Was ist das für 1 Mai«, »MVgida entgegentreten!«, »Pfeffi statt Pfefferspray«.

Aus dem Klamottenhaufen vorm Kleiderschrank klaubt sie ein frisches T-Shirt und begibt sich nach unten, wo Eltern und Geschwister schon mit geschäftigem Geklapper Marmeladen, vegane Aufstriche und Brötchen von einem Tische zum anderen hin und her reichen.

»Inn!!« Jonna wackelt aufgeweckt in xs Hochstuhl umher und streckt die kleinen Ärmchen nach dem Geschwisterchen aus. Finn gibt dem kleinen Menschlein einen dicken Knutscher und setzt sich.

Finn ist Elsas und Connys Tochter, ihren Vater sieht sie einmal im Jahr an einem selbsterdachten Feiertag. Er nennt es »Spendertag«. Für ihn ist Finn nicht wirklich sein Kind. Er ist mehr wie ein cooler Onkel, der ihr ab und zu mal Konzertkarten kauft oder mit ihr einen Kaffee oder einen Schnaps trinken geht. An Eltern mangelt es Finn sowieso nicht, ein Vater mehr oder weniger macht da auch nicht den entscheidenden Unterschied.

Irgendwann trat Lars auf die Bühne und brachte Yoshi mit. Jetzt gibts noch Jonna und bald noch ein kleines Wesen, das gerade noch in Elsas Bauch brütet.

Aus den Stöpseln in Yoshis Ohren dröhnt Bass, der Klang ist gedämpft und blechern.

»Yoshi, wärst du so freundlich am Essen teilzunehmen, statt nur dabei zu sitzen?« Lars ist ein lieber Mensch. Er trägt seine langen blonden Wogen meistens in einem Pferdeschwanz, der so hoch am Kopf sitzt, dass er fast wie eine Trauerweide aussieht. Die gelb-goldenen Äste rahmen sein freundliches Gesicht und geben ihm etwas leicht Magisches.

Die kleine-große Familie lebt in einer kleinen-großen Wohnung in einer kleinen-großen Stadt an der Ostseeküste.

Jane Thomas: Alles ist möglich

Eine queere Parallelgesellschaft im Inneren der Kreidefelsen auf Rügen stößt auf unsere Gesellschaft.

Eine queere Parallelgesellschaft? Gibt es sowas? Schaut man in die Vergangenheit, gab es so etwas in jener Gegend, die heute als Mecklenburg-Vorpommern bezeichnet wird, wahrscheinlich nicht.

Im keltischen Kulturkreis jedoch existierte dergleichen, bei den Druiden, zum Beispiel im britischen Zyklus »Pedair Cainc Y Mabinogi«. Aber die Kelten, die Völker der Bandkeramik, später der Hallstatt- und der La-Tène-Zeit wohnten in Westeuropa und dem Alpenvorland.

In Mecklenburg-Vorpommern gab es den protogermanischen Trichterbeckerkreis, später die Ostgermanen, genauer: die Rugier und Goten. Leider ist keine queere Kultur überliefert. Nach der Migration der Germanen bevölkerten Westslaven, die Abodriten und Liutizen, diese Gegend – auch sie ohne bekannte queere Geschichten.

Für Europa ist erst sehr viel später eine queere Kultur bekannt. In Russland lebten ab 1750 die Skopzen, Gruppen fanatischer orthodoxer Christen, die Männer und Frauen kastrierten, um nach »Matthäus 19, 10–12« zu leben. Andere Queere waren im Osmanischen Reich und im Vatikan zu finden. Größere queere Gruppen, die zusammen lebten, bilden die Hijras Indiens, Bangladeschs und Pakistans.

So, zurück zur Ausgangsfrage: eine queere Parallelgesellschaft im Inneren der Kreidefelsen auf Rügen? – Als Fiktion gibt es sie durchaus. Stellen Sie sich vor: queere Menschen tanzend um einen großen Kalkbrocken auf Rügen, gemeinsam, voller Freude, ausgelassen, froh, bis zur Ekstase. Bald beobachten Nicht-Queere die Tanzenden. Weil alles so schön ist, fangen sie an mitzutanzten.

Alles ist möglich.

LST* in Mecklenburg-Vorpommern – Beratungsstellen, Bildungsangebote, Initiativen und Anlaufstellen

Aktionsbündnis Queer in Greifswald e.V.
queerinhgw@gmx.de – www.queeringreifswald.de

Beratungsstelle für sexuelle Gesundheit und Aufklärung in Westmecklenburg, Wismar
info@wismar.aidshilfe.de – www.wismar.aidshilfe.de

Bildungsprojekt Qube – Queere Bildungs- und Antidiskriminierungsarbeit in Mecklenburg-Vorpommern, Greifswald
info@bildung-qube.de – www.bildung-qube.de

Centrum für Sexuelle Gesundheit, Rostock
info@csg-rostock.de – www.csg-rostock.de

Chamäleon Stralsund e.V. – Gesundheits- und Therapiezentrum für Sucht, Sexualität und AIDS
info@chamaeleon-stralsund.de
www.chamaeleon-stralsund.de

CSD Rostock e.V.
info@csdrostock.de – www.csdrostock.de

CSD Schwerin e.V.
kontakt@csg-schwerin.de – www.csdschwerin.de

Gaymeinsam e.V. – LSVD-Landesverband der LSBTI* in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin
info@gaymeinsam-mv.de – www.gaymeinsam-mv.de

Gender Queer AG, Rostock
queer.asta@uni-rostock – www.facebook.com/gequero

Gender Trouble AG, Greifswald
kontakt@gender-trouble.de – www.facebook.com/gendertroubleAG

INITIATIVE ROSA-LILA, Neubrandenburg
post@rosalila.de – www.rosalila.de

Klub Einblick e.V., Schwerin
info@klub-einblick.de – www.klub-einblick.de

Netzwerk gegen Homophobie in Mecklenburg-Vorpommern
<http://www.netzwerk-gegen-homophobie-mv.de/>

Queerfilmfest Rostock
queerfilmfest@gmail.com – www.queerfilmfest.de

Querfeldein bei LOHRO – Das Magazin für
geschlechtliche und sexuelle Vielfalt, Rostock
querfeldein@lohro.de – <https://www.lohro.de>

Rat + Tat e.V. Rostock
post@ratundtat-rostock.de – www.ratundtat-rostock.de

Regenbogen Verein für Schwule und Lesben in Stralsund e. V.
info@regenbogen-hst.de – www.regenbogen-hst.de

Schwulen- und Lesbenzentrum – SchulZ e.V., Wismar
info@schulz-wismar.de – www.schulz-wismar.de

Seitenwechsel, Selbsthilfegruppe Transidentität/Transvestismus, Güstrow
kiss@diakonie-guestrow.de – <https://www.diakonie-guestrow.de/de/menscheninnot/selbsthilfe-gruppen/>

Trans*Gruppe, Neubrandenburg
selbsthilfe@neubrandenburg.drk.de –
<https://www.selbsthilfe-nb.de/>

Transkinder Nord
info@trans-kinder-netz.de – <https://www.transkinder-nord.de/>

Transmann e.V. Rostock
<http://transmann.de/gruppen-stammtische/regionalgruppen/rostock/>

Weitere Anlaufstellen

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Greifswald
izentrum@uni-greifswald.de – www.izfg.uni-greifswald.de

LOBBI Ost, Neubrandenburg
ost@lobbi-mv.de – www.lobbi-mv.de

LOBBI West, Rostock
west@lobbi-mv.de – www.lobbi-mv.de

Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V.
info@lola-fuer-lulu.de – <http://www.lola-fuer-lulu.de/service/kontakt/>

verquer – Vielfältige Bildung in Vorpommern, Greifswald
info@bildung-verquer.de – www.bildung-verquer.de

Soziale-Bildung e.V., Rostock
info@soziale-bildung.org – www.soziale-bildung.org

Welche Perspektiven, Wünsche und Träume haben Menschen aus Mecklenburg-Vorpommern, die lesbisch, schwul, queer, trans* und intergeschlechtlich leben und lieben?

Die meisten der in dieser Broschüre gesammelten Alltagsgeschichten entstanden im Zuge eines dreitägigen Schreibworkshops zum Thema »Queeres Leben in Mecklenburg-Vorpommern« mit der Autorin Karen-Susan Fessel.

EINE* VON UNS – das macht Mut, die Vielfalt unserer Geschlechter und unserer sozialen Lebensformen wahrzunehmen und sich aktiv für ihre Selbstverständlichkeit und Gleichwertigkeit einzusetzen.